

Athene

Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

INHALT

HEILE WELTEN

S. 5

- Gerd Theißen: Vertreibungen
- Manfred Berg: Die heile Welt des liberalen Konsenses – Der Weg der USA von der „Civic Culture“ zum Krisenfall der Demokratie
- Sabina Pauen: Wann ist eine Familie eine „heile Welt“ für Kinder?
- Henry Keazor: Heile Welten in Kunst und Film – Utopie und Paradiesvorstellungen
- Silke Leopold: Zephyr kehrt zurück – Monteverdi und das Ende der Pest

AUS DER FORSCHUNG

S. 18

- Dokumentation des nepalischen Kulturerbes um sechs Jahre verlängert
- Verantwortliche Künstliche Intelligenz
- Heidelberger Akademie der Wissenschaften beteiligt an Konsortium der NFDI
- Woran arbeiten Sie gerade, Graf Kielmansegg?
- Künstliche Kohlenhydrate
- 32 Jahre Kommissionsvorsitz – ein Rückblick
- Goethe und die Wörterbücher

MITGLIEDER

S. 29

- Neue Mitglieder
- Verstorbene Mitglieder
- Ehrungen und Auszeichnungen

JUNGE WISSENSCHAFT

S. 32

- Preisverleihung 2020
- Drei Projekte aus dem WIN-Programm
- „Content Meets Structure“
- Entscheidung zur Heiligkeit?

VERANSTALTUNGEN

S. 38

- Online-Workshop der Forschungsstelle Karl-Jaspers-Gesamtausgabe



Im Dialog mit dem neuen Akademiepräsidenten Bernd Schneidmüller



Akademiekonferenz „Content Meets Structure“ – Über soziale Netzwerke



Johann Wenzel Peter, Adam und Eva im Irdischen Paradies (o.J.), Vatikanische Pinakothek

HEILE WELTEN

Wer sehnt sich nicht nach einer heilen, einer heilenden, einer gesunden Welt? Besonders in Krisenzeiten, die, wie die gegenwärtige Corona-Pandemie, von Unsicherheit und existenzieller Bedrohung geprägt sind? Das vorliegende Magazin widmet sich diesen Fragen. Der Historiker Manfred Berg hinterfragt „Die heile Welt des liberalen Konsenses“ der USA auf ihrem Weg von der *Civic Culture* zum Krisenfall der Demokratie. Die Psychologin Sabina

Pauen stellt die Frage „Wann ist eine Familie eine ‚heile Welt‘ für Kinder?“ Der Kunsthistoriker Henry Keazor untersucht heile Welten zwischen Utopie und Paradiesdarstellungen in der Bildenden Kunst, und Silke Leopold beschreibt Claudio Monteverdis musikalischen Ausdruck überschwänglicher Lebensfreude nach dem Ende der Pest, die von 1629 bis 1631 in Norditalien wütete.



**HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**

Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg



Matthias Kind

Liebe Leserinnen und Leser,

ausgerechnet zu einer Zeit, in der wir in den zweiten Lockdown gehen, in der die Meeresspiegel steigen, in der Menschen in großer Zahl ihrer Heimat entfliehen, ausgerechnet zu einer solchen Zeit stellt die Heidelberger Akademie der Wissenschaften ihr Magazin unter die Überschrift „Heile Welten“! Was für eine Provokation!

Diese Überschrift regt sofort zu Assoziationen an. Das Thema trifft uns alle. Es trifft uns als Menschen und Mitmenschen und es trifft uns in unseren Disziplinen. Es trifft jeden und jede dort, wo er und sie steht, und seinen und ihren Aufgaben nachgeht, denn wir alle bemühen uns unablässig, „Heile Welten“ zu erzeugen, zu erfahren und weiterzugeben. Wir streben an, frisch und munter in jeden neuen Tag zu gehen und ihn abends mit einem guten Gefühl zu beenden.

Leider wissen wir alle auch, dass dieses tägliche Bemühen nicht immer zum gewünschten Erfolg führt. Die Gründe dafür sind vielfältig und liegen nicht immer bei uns selbst.

Hinzu kommt, und Gerd Theißen bringt dies mit seinem einfühlsamen Aphorismus „Vertreibungen“ (s. Seite 5) auf den Punkt, dass wir häufig erst im Nachhinein merken,

dass wir gerade erst kürzlich oder vielleicht auch vor längerer Zeit an einer „Heilen Welt“ teilhaben konnten. Wir sehnen uns dann in diese Welt zurück oder zu einer zukünftigen ähnlichen „Heilen Welt“ hin.

Vier Mitglieder der Akademie sind der Einladung zu einem Beitrag für dieses Athene-Magazin gefolgt. Sie behandeln das gesetzte Thema „Heile Welten“ aus weit auseinanderliegenden Blickwinkeln, nämlich aus der amerikanistischen (Manfred Berg), der psychologischen (Sabina Pauen), der kunsthistorischen (Henry Keazor) und aus der musikwissenschaftlichen Perspektive (Silke Leopold). Das Thema könnte aus vielen weiteren Blickwinkeln in Augenschein genommen werden - immer wären es exemplarische Sichtweisen. Die vier vorliegenden Beiträge und die vielen ungeschriebenen weiteren Beiträge bilden gewissermaßen eine Collage, in der sich Muster erkennen und Einsichten gewinnen lassen.

Manchmal, das weiß ich aus meinem eigenen Fachgebiet, dem Ingenieurwesen, sind heile oder perfekte Welten aber gar nicht unbedingt erstrebenswert. Dann nämlich, wenn der notwendige Aufwand für eine technische Lösung überproportional oder gar exponentiell mit dem Grad der angestrebten Perfektion und Fehlerfreiheit ansteigt. Aus der Verfahrenstechnik ist bekannt, dass der Aufwand für die Abtrennung von ungewünschten Begleitkomponenten aus einem Stoffgemisch exponentiell mit der geforderten Reinheit steigt. Ein gewichtiges Argument in der Klimaschutz-Debatte ist, dass die ersten zehn Prozent Reduktion an Ausstoß von Kohlendioxid maßlos billig zu haben sind im Vergleich zu den letzten zehn Prozent. Ebenso muss absolute Fehlerfreiheit eines autonomen Fahrzeugs wohl eine Utopie bleiben. Mit dem Streben nach Perfektion können „Heile Welten“ offensichtlich in unerreichbare Ferne rücken.

Ein denkbare Fazit wäre: Mut zur Lücke – auch bei „Heilen Welten“! Wie aber stehen wohl Mathematiker und Mediziner zu einer solchen Aussage?

Solche mit einem Thema aufgeworfenen Anschlussfragen und schließlich deren gemeinsame Beantwortung über die Fachgrenzen hinweg sind typisch für das Wesen der Akademie. Durch die akademische Berührung mit fremden (Fach-)Welten erhalten wir Denkanstöße mit unerwarteten Wirkungen für Forschung und Gesellschaft. In diesem Sinne ist die Heidelberger Akademie der Wissenschaften eine recht gute Annäherung an eine „Heile Welt“ – zumal in dem grandiosen Gebäude am Karlsplatz in Heidelberg, in dem sie residieren darf.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich, dass Sie „heil“ durch diese Zeit kommen und hoffe, dass Sie in dieser Athene-Ausgabe eine anregende Lektüre finden.

Ihr



Matthias Kind

Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

IM DIALOG MIT ...

... dem neuen Akademiepräsidenten Bernd Schneidmüller

FORSCHUNG AN DER SPEERSPITZE DES FORTSCHRITTS

Herr Prof. Schneidmüller, Sie sind seit dem 1. Oktober 2020 Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Worin sehen Sie die wichtigste Aufgabe Ihrer dreijährigen Amtszeit?

Für mich ist wichtig, die größte Stärke der Akademie zur Geltung zu bringen: nämlich den weiten Blick zu fokussieren, Synergien zu ermöglichen und die Vielfalt unserer Gelehrten-gemeinschaft zu nutzen.

Als Experte für mittelalterliche Geschichte haben Sie viel Erfahrung im Umgang mit der Öffentlichkeit. Sie waren an vielen Ausstellungen und Fernsehsendungen beteiligt. Wollen Sie auch den öffentlichen Auftritt der Akademie stärken?

Die Akademie muss vieles zusammenbringen. Dazu zählt spezialisierte Einzel-forschung. Zum anderen ist es unsere Aufgabe, das Gespräch zu suchen – in unserer Akademie wie mit der Gesellschaft. Wir wollen als Landesakademie in Baden-Württemberg und darüber hinaus wahrgenommen werden.

Sie verfügen über viel Praxis in interdisziplinären Einrichtungen. So waren Sie in der Akademie bereits Vizepräsident und Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse sowie an der Universität Heidelberg Direktor des Marsilius-Kollegs. Hilft dieser Erfahrungsschatz?

Hoffentlich tragen diese Erfahrungen dazu bei, den Ort der Akademie weiter zu entwickeln. Wir werden aus Steuern finanziert, und wir wollen der Gesellschaft Rechenschaft ablegen. Gleichzeitig wahren wir die Stärken einer Gelehrten-gemeinschaft.

Müssen Sie ein Brückenbauer zwischen den Disziplinen sein?

Die Akademie ist breit aufgestellt. Ich leite die Akademie im Vorstand stets gemeinsam mit den beiden Sekretaren, der Germanistin Barbara Beßlich und dem Verfahrenstechniker Matthias Kind. Wir sind überzeugt: Vor allem das Gespräch unter den Disziplinen hilft,



Bernd Schneidmüller

große Fragen der Gesellschaft angemessen anzugehen. Das probieren wir beständig neu aus. Kürzlich hatten wir eine Veranstaltung in Karlsruhe, bei der Akademiemitglieder mit dem Oberbürgermeister diskutierten, wie es nach Corona weitergeht.

Sie kennen die Akademie auch von innen, denn Sie leiten die Forschungsstelle „Klöster im Hochmittelalter“.

Meine Arbeit als Mittelalter-Historiker fließt seit 2010 auch in die Forschungsstelle „Klöster im Hochmittelalter“ ein. Hier geht es um „Innovationslabore für die Moderne“. In unserer Grundlagenforschung wollen wir Altes frisch entdecken. Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle des Mittelalters regen unsere Phantasie neu an.

Für Sie gilt es jetzt auch, die Polarität zwischen der Philosophisch-historischen und der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse zu gestalten. Wie soll das geschehen?

Zentrum unserer 1909 gegründeten Akademie war stets das Gespräch zwischen den beiden Klassen. Wir fördern zwar Spezialisierung, aber wir machen uns gegenseitig

sprechfähig. Vor allem fühlen wir uns als Vertretung herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Landes Baden-Württemberg.

Der diesjährige Physik-Nobelpreis ging an drei Erforscher von Schwarzen Löchern. Zu diesem Thema fand auch die letzte Akademievorlesung statt. Kann die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse besonders dicht am Puls der Zeit sein?

Diese Klasse ist für das Innenleben der Akademie wie für die Wendung in die Öffentlichkeit von zentraler Bedeutung. Deshalb wechseln wir auch das Präsidentenamt zwischen beiden Klassen. Mein Vorgänger war der Biologe Thomas Holstein. In den Akademievorlesungen präsentieren wir der Öffentlichkeit Forschung an der Speerspitze der wissenschaftlichen Entwicklung. Wir hoffen, dass dies nach Corona weiterhin gelingt.

Wo sehen Sie besondere Potenziale der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse?

Hier sind Stärken von Forschung im Land

repräsentiert. Gerne nennen wir eine Reihe von Nobelpreisträgern. Wichtig werden jetzt neue Impulse für unsere Gegenwart: Der Virologe Hans-Georg Kräusslich, früherer Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, bezieht gerade Position im Infektionsgeschehen. 2019 diskutierten wir in Hohenheim die Klimafolgenforschung.

Für die geisteswissenschaftliche Grundausrichtung prägend ist wohl die Philologisch-historische Klasse. Wo liegen dort besondere Stärken?

Zuerst: Bei uns arbeiten die verschiedenen Wissenschaftskulturen auf gleicher Augenhöhe. Vor knapp 20 Jahren stellte eine Empfehlung des Wissenschaftsrats der deutschen Forschungsförderung entscheidende Weichen. Die wesentlich teurere Förderung der Natur- und Lebenswissenschaften wurde damals in großen Zentren konzentriert. Die geisteswissenschaftliche Langfristforschung wird im Akademienprogramm weiterentwickelt. Damit besitzt Deutschland international ein echtes Alleinstellungsmerkmal, auf das wir stolz sein dürfen.

In der Akademie gibt es 19 Forschungsstellen. Wie könnte man sie umreißen?

Die meisten Projekte sind geisteswissenschaftlich geprägt, aber nicht alle. Hervorheben möchte ich das Vorhaben „The Role of Culture“ zur Frühgeschichte der Menschheit, in dem die Naturwissenschaften eine zentrale Rolle spielen. Wir versuchen überall, Impulse eines breiteren Wissenschaftsverbunds aufzunehmen. Insgesamt haben wir eine Mischung von langfristigen Projekten wie „Das Deutsche Rechtswörterbuch“ oder „Deutsche Inschriften des Mittelalters“ sowie von neuen Vorhaben, die sich auch experimentellen Fragen zuwenden. Herausstellen möchte ich etwa die Editionen „Religions- und rechtsgeschichtliche Quellen des vormodernen Nepal“ von Axel Michaels und „Buddhistische Steininschriften in Nordchina“ von Lothar Ledderose. Sie weiten den europäischen Fokus zugunsten einer globalen Sichtweise. Der Kern aller Vorhaben liegt stets in der Erforschung und Erschließung des kulturellen Erbes der Menschheit.

Die Heidelberger Akademie ist die Landesakademie Baden-Württembergs. Was bedeutet dies?

Es ist gut, dass das Land Baden-Württemberg – etwa in der Exzellenzinitiative – den Wettbewerb zwischen seinen Universitäten fördert. Competition steigert die Leistung. Aber der Wissenschaftsstandort Baden-Württemberg sollte sich auch als Einheit verstehen. Hier sehe ich die wesentliche Aufgabe der Akademie, den Standort im nationalen wie internationalen Wettbewerb sichtbar zu machen. In der Akademie arbeiten Mitglieder aus allen Landesuniversitäten zusammen.

Wie verorten Sie die Heidelberger Akademie in der deutschen Akademienslandschaft?

Wir sind vor allem eine grundlagenorientierte Akademie. Deshalb sehen wir unsere zentrale Rolle nicht zuvorderst in tagesaktueller Politikberatung, auch wenn einzelne Mitglieder dort prägend tätig sind. Für uns bildet die wissenschaftsgetriebene Forschung das entscheidende Fundament.

Wie ist das Verhältnis zur Nationalakademie Leopoldina?

Erfreulicherweise gehören viele unserer Mitglieder auch zur Leopoldina. Deutschland ist mit seinen Landesakademien gut aufgestellt. Den föderalen Wettbewerb finde ich erfrischend. Er ist eine Stärke, keine Schwäche der Bundesrepublik. Während sich die Nationalakademie deutlich in der Politikberatung engagiert, ist es zu begrüßen, dass Landesakademien vor allem wissenschaftsgetriebene Institutionen bleiben.

In der Akademie wird auch der Brückenschlag zwischen den Generationen versucht?

Die Zuwahl unserer Mitglieder erfolgt auf Lebenszeit. Angesichts der Langlebigkeit von Gelehrten gilt die Höchstzahl von 50 Mitgliedern unter 65 Jahren pro Klasse. Jüngere Menschen sind in den Forschungsstellen tätig. Wichtig bleibt uns das WIN-Kolleg, in dem der wissenschaftliche Nachwuchs auf Zeit tätig ist.

Welche Rolle spielen die internationalen Projekte?

Die Stärke der Akademie liegt in Vielfalt und Begabung ihrer Mitglieder. Sie haben Projekte von weltweiter Geltung entwickelt; als ein Beispiel nenne ich das frühere Projekt „Felsbilder und Inschriften am Karakorum-Highway“ von Harald Hauptmann. Wir

bieten exzellenten Einzelforschern den institutionellen Rahmen für die Entfaltung ihrer Unternehmungen. Die Forschungsstellen werden von Kommissionen aus internationalen Experten begleitet. Sie alle bilden ein weites Netzwerk.

Wie soll sich die Heidelberger Akademie an der Welt von morgen beteiligen?

Wir setzen auf wissenschaftsgetriebene Forschung. Weil sich deren Fragestellungen beständig verändern, bildet der Wandel den Motor unserer Akademie. Nicht in vergänglichen Tagesempfehlungen, sondern im oft Unerwarteten des Wissenschaftsprozesses liegt das Unterpfand für nachhaltige Zukunftserfolge.

Das Gespräch führte Heribert Vogt (RNZ)

Mit freundlicher Abdruckgenehmigung der Rhein-Neckar-Zeitung. Das Interview erschien dort am 14. Oktober 2020 auf Seite 12 (Universitas).

Gerd Theißen

Vertreibungen

*Jeder erlebt ein Exil in seinem Leben,
Den Verlust der Kindheit.
Im Rückblick erscheint sie oft als eine Zeit,
In der die Welt trotz Kinderängste Heimat war.
Es war nicht der letzte Verlust,
Das Exil wiederholt sich
In Trennungen von geliebten Menschen,
Im Abschied vom Gesundsein,
Im Zerschneiden des Glaubens.
Wir erkennen die Paradiese des Lebens erst,
Wenn wir aus ihnen vertrieben werden,
Und merken nicht,
Dass wir sie erst in Paradiese verwandelten,
Als wir sie verlassen mussten.
Könnten wir uns doch
Schon heute über das freuen,
Was nach seinem Verlust
Erst ein Paradies sein wird!*

Aus: Gerd Theißen, *Vom wiedergefundenen Paradies. Meditative Texte*,
Kreuz-Verlag, Stuttgart 2005, S. 10

Der Autor ist Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Die heile Welt des liberalen Konsenses – Der Weg der USA von der „Civic Culture“ zum Krisenfall der Demokratie

Wer im Herbst 2020 auf die USA blickt, sieht ein Land, das tief gespalten bleibt. Auch wenn die Präsidentschaftswahlen inzwischen vorüber sind und der Demokrat Joseph Biden Amtsinhaber Trump im Januar 2021 im Amt des US-Präsidenten ablösen wird, hat sich an der Polarisierung der US-Politik und Gesellschaft nichts geändert. Die politischen Lager stehen sich als unversöhnliche Feinde gegenüber. Donald Trump weigert sich, seine Wahlniederlage anzuerkennen, und findet mit seiner Behauptung, ihm sei der Sieg durch massiven Wahlbetrug gestohlen worden, bei der eigenen Anhängerschaft breiten Widerhall, obwohl es dafür keinerlei Beweise gibt. Es steht zu erwarten, dass Trump auch in den kommenden Jahren die Polarisierung weiter nach Kräften befeuern wird, selbst wenn seine Chancen auf ein Comeback als Präsident gering sind.

Trumps unerwarteter Wahlsieg 2016 und der Stresstest, dem die US-Institutionen durch einen Präsidenten mit dem Amtsverständnis eines Mächtetern-Autokraten ausgesetzt waren, spiegeln eine Krise der amerikanischen Demokratie, die bereits seit langem schwelte. Das Vertrauen in die politischen Institutionen und Eliten ist seit Jahrzehnten beständig gesunken. Bei der Spaltung zwischen dem traditionalistischen, weißen Amerika und dem multiethnischen, säkularen Teil der Gesellschaft geht es nicht primär um materielle Interessen oder politische Überzeugungen, sondern um fundamentale Werte, Identitäten und Lebensweisen. Selbst über empirische Fakten – wie die Gefährlichkeit der Covid-Pandemie oder das Ergebnis der Präsidentschaftswahlen – lässt sich kaum noch ein Minimalkonsens herstellen. Einigkeit herrscht unter Amerikanern nur noch darüber, dass das Land heillos zerstritten ist.

Das war einmal völlig anders. In den beiden ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg galten die Vereinigten Staaten als Modell einer konsensorientierten *Civic*

Culture, wie der Titel der berühmten Studie der beiden Politikwissenschaftler Gabriel Almond und Sidney Verba aus dem Jahre 1963 lautete. Almond und Verba verglichen darin die politischen Kulturen der USA, Großbritanniens, Deutschlands, Italiens und Mexikos und kamen zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass die amerikanische Demokratie dem Ideal einer staatsbürgerlichen Kultur am nächsten kam. Die Amerikaner nahmen aktiv am politischen Leben teil, waren stolz auf ihr Land und seine demokratischen Institutionen und vertrauten ihren Mitbürgern ebenso wie der politischen Elite. Vor allem betonten die Autoren die „offene Einstellung zum Parteienwettbewerb“. Demokraten und Republikaner betrachteten sich nicht als erbitterte Gegner, sondern als legitime Konkurrenten. Überparteilichkeit und Kompromiss galten als Tugenden.

Obwohl die *Civic Culture*-Studie wegen methodischer Mängel und ihrer normativen Orientierung an der weißen Mittelklasse in die Kritik geriet, spiegeln ihre Ergebnisse doch recht gut das Selbstbild der USA in den Fünfzigerjahren und Anfang der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts wider. Almond und Verba lieferten gleichsam die sozialwissenschaftliche Bestätigung für die These vom liberalen Konsens, die einflussreiche Historiker wie Richard Hofstadter, Louis Hartz und Arthur M. Schlesinger Jr. während der Fünfzigerjahre popularisiert hatten. Da Amerika im Unterschied zu Europa weder Feudalismus und Absolutismus noch soziale Revolution und Klassenkampf gekannt habe, so das Kernargument der „Konsensschule“, sei es immer schon eine liberale Gesellschaft der Freiheit, Gleichheit, des Fortschritts und des Pragmatismus gewesen. Radikalismus war demnach stets ein Randphänomen geblieben. Ein echter Konservatismus wie in Europa habe sich in Amerika gar nicht entwickeln können, weil auch die Konservativen immer schon die liberalen Werte geteilt hätten, die Amerika in die Wiege gelegt worden waren. Seit der

Unabhängigkeit, schrieb Arthur Schlesinger, seien alle politischen Konflikte „in einer Atmosphäre des Konsenses“ ausgetragen worden, auch wenn dies den Handelnden nicht immer bewusst gewesen sei. Sogar der Bürgerkrieg bildete nach Auffassung der Konsenshistoriker keine Ausnahme, da auch die Sklavenhalter des Südens keine echten Reaktionäre gewesen seien. Gelegentliche irrationale Abweichungen vom liberalen Mittelweg wie die antikommunistische Hysterie des frühen Kalten Krieges unter Senator Joseph McCarthy kamen vor, hatten aber auf Dauer keine Chance gegen die tief verwurzelte liberale Tradition.

Es war kein Zufall, dass die These vom liberalen Konsens als der dominanten politischen Tradition Amerikas in der Nachkriegszeit breite Resonanz fand. Der Triumph im Zweiten Weltkrieg hatte den durch die Große Depression erschütterten Glauben an das amerikanische Gesellschaftsmodell neu gefestigt. Zugleich wirkte die ideologisch-politische Herausforderung durch den Sowjetkommunismus integrierend. Das amerikanische Gegenmodell zum Kommunismus war jedoch nicht der Laissez-faire-Kapitalismus, sondern der New-Deal-Liberalismus, der im Kampf gegen die Große Depression die Legitimität staatlicher Eingriffe in die Wirtschaft und den Aufbau eines moderaten Wohlfahrtsstaates durchgesetzt hatte. Die republikanische Eisenhower-Administration der Fünfzigerjahre propagierte zwar einen „dynamischen Konservatismus“, hielt in der Praxis aber am liberalen Konsens fest.

Das Selbstbild Amerikas als einer modernen Industriegesellschaft, in der die grundlegenden Konflikte und hässlichen Begleiterscheinungen des Kapitalismus überwunden schienen, beruhte durchaus auf soliden ökonomischen Grundlagen. Zwischen 1947 und 1970 erlebte die amerikanische Volkswirtschaft eine nahezu ununterbrochene Phase der Prosperität. Hohe Wachstumsraten bei niedriger Inflat-

Heile Welten

on und geringer Arbeitslosigkeit sorgten für steigende Realeinkommen und einen weltweit beispiellosen Lebensstandard breiter Bevölkerungsschichten. Eigenheime, Automobile, Fernsehgeräte und Waschmaschinen wurden für die Amerikaner lange vor ihren westeuropäischen Zeitgenossen zur Selbstverständlichkeit. Nie zuvor erschien der amerikanische Traum vom sozialen Aufstieg durch individuelle Leistung so greifbar wie in der Nachkriegszeit.

Die Konsumgesellschaft der Fünfzigerjahre verbindet sich mit Bildern einer prosperierenden und homogenen weißen Mittelklasse, deren Werte und Lebensstil den *American Way of Life* definierten. Inbegriff der heilen amerikanischen Welt war die traditionelle Familie, in der Vater es am besten weiß und Frauen in ihrer natürlichen Rolle

als Hausfrau und Mutter aufgingen. Gute Amerikaner gingen zur Kirche und fürchteten den gottlosen Kommunismus. Allerdings muss man sich vor karikaturhaften Vorstellungen hüten, denn natürlich gab es kritische Stimmen. Intellektuelle beklagten den hohlen Materialismus und Konformismus, und die Ikonen der neuen Jugendkultur wie Elvis Presley oder James Dean verkörperten die Sehnsucht nach Rebellion und Ausbruch aus der spießigen Welt der weißen *suburbs*.

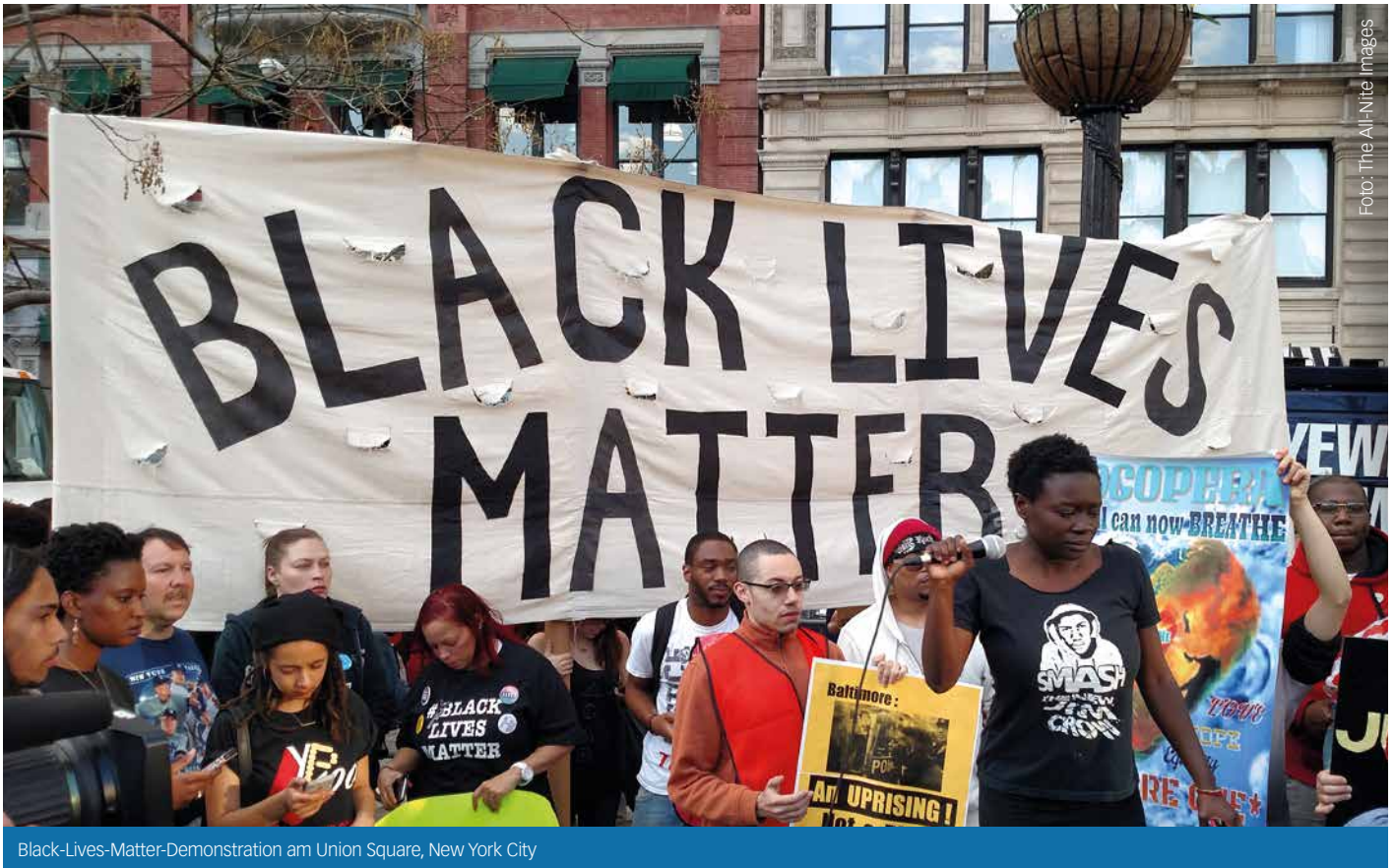
Vor allem aber ließ sich nicht verdrängen, dass große Teile der US-Bevölkerung von den Segnungen der liberalen Wohlstandsgesellschaft ausgeschlossen blieben. Rund ein Viertel aller Amerikaner lebte unter der Armutsgrenze, insbesondere die verarmte Landbevölkerung, Afroamerikaner und

Menschen mit geringer Ausbildung. Der größte Skandal war freilich der institutionelle Rassismus, der die schwarze Bevölkerung der Südstaaten zu Bürgern zweiter Klasse degradierte. Als die Bürgerrechtsbewegung Mitte der Fünfzigerjahre Rassen-trennung und Diskriminierung durch gewaltlosen Protest herauszufordern begann, leistete die Mehrheit der weißen Südstaatler „massiven Widerstand“. Mobgewalt und brutale staatliche Repression gegen friedliche Bürger, die sich auf Amerikas liberale Werte beriefen, beschädigten nicht zuletzt auch Amerikas Prestige und Glaubwürdigkeit als Führungsmacht der „Freien Welt“ im Kalten Krieg.

Gleichwohl blieben Amerikas Liberale zü-versichtlich, dass die liberale Tradition stark genug sein würde, um die „Rassenfrage“



Foto: StockSnap/pixabay



Black-Lives-Matter-Demonstration am Union Square, New York City

durch graduelle Reformen zu lösen und die schwarze Minderheit in den Mainstream der US-Gesellschaft zu integrieren. Und ihre Erfolge waren beachtlich. In der ersten Hälfte der Sechzigerjahre brachten die Präsidenten John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson bahnbrechende Bürgerrechts- und Sozialgesetze auf den Weg, die die bürgerliche und politische Gleichheit der Afroamerikaner gewährleisten und ihre soziale Lage nachhaltig verbessern sollten. Mit seinem „Krieg gegen die Armut“ und seinem Reformprogramm zur Schaffung einer „Great Society“ wollte Johnson den Triumph des Liberalismus vollenden.

Doch seit Mitte der Sechzigerjahre geriet der Liberalismus in die Krise, weil er sein Versprechen auf sozialen Frieden und politische Stabilität nicht mehr einlösen konnte. Schwere Rassenunruhen erschütterten Amerikas Großstädte, statt gewaltloser Proteste prägten nun bewaffnete *Black Power*-Aktivisten das Bild des schwarzen Freiheitskampfes. Die Eskalation des Vietnamkrieges polarisierte die Gesellschaft und ließ die „Great Society“ zur Makulatur werden. Die Kulturrevolution der „Sixties“ stellte alle überkommenen Werte und Moralvorstellungen radikal in Frage. Viele Ame-

rikaner wandten sich vom Liberalismus ab, es begann eine lange Phase der konservativen Hegemonie in der amerikanischen Politik.

Die meisten Historiker betrachten die These vom liberalen Konsens heute als ideologisches Konstrukt, das weder auf die amerikanische Geschichte insgesamt noch auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg passt. Nur wer fest die Augen vor den Schattenseiten verschließt, wird den liberalen Konsens als heile Welt sehen. Und doch bleiben die Jahre zwischen 1945 und 1965 in der kollektiven Erinnerung vieler weißer Amerikaner das Goldene Zeitalter, als die USA als wirtschaftliche, technologische und militärische Supermacht eine Klasse für sich bildeten und ihr liberales Gesellschafts- und Fortschrittsmodell als Vorbild für die ganze Welt propagierten. Donald Trumps Versprechen, Amerika wieder „groß“ zu machen, beschwört die „Größe“ dieser historischen Ausnahmesituation.

Allerdings ging und geht es Trump nicht um die Wiederherstellung von Konsens und schon gar nicht um einen liberalen. Im Gegenteil, der Kern seiner Botschaft ist der Appell an einen Ethnonationalismus, der

den Hegemonieverlust des weißen christlichen Amerikas betrauert. Es gibt viele Gründe für die Polarisierung der US-Gesellschaft, aber der nach meiner Einschätzung wichtigste ist die demografische Transformation. Bei der Volkszählung 1960 betrug der Anteil der weißen Amerikaner noch fast 90 Prozent. Heute stellen die sogenannten *non-Hispanic whites* nur noch 60 Prozent der Gesamtbevölkerung, und um die Mitte des 21. Jahrhunderts werden sie nur noch eine relative Bevölkerungsmehrheit bilden; in Kalifornien ist dies bereits heute der Fall.

Die heile Welt des liberalen Konsenses war eine weiße Welt. Diese Welt lässt sich nicht wiederherstellen, aber Amerika hat, aller Rhetorik von Multikulturalismus und „Diversität“ zum Trotz, noch keinen neuen gesellschaftlichen Konsens gefunden, der der demografischen Realität entspräche. Es lohnt sich, genau hinzuschauen. Die Frage, ob eine multiethnische Gesellschaft demokratisch und solidarisch verfasst sein kann, betrifft nicht nur die USA.

Manfred Berg
Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Wann ist eine Familie eine „heile Welt“ für Kinder?

Wir alle haben bestimmte Vorstellungen davon, was eine „heile Kindheit“ im Kern ausmacht. Bei vielen Lesern wird vor dem inneren Auge vermutlich das Bild einer klassischen Vater-Mutter-Kind-Familie erscheinen, wo beide Elternteile ihrem Nachwuchs viel Liebe und Zeit widmen, eine stabile, behütende und anregende Umwelt bieten, stets aufmerksam auf die Bedürfnisse ihres Kindes eingehen und es vor jeglicher Gefahr beschützen, damit es seine Entwicklungspotentiale in vollem Umfang realisieren kann.

In diesem Beitrag wird gefragt, ob es so etwas wie eine „heile Kindheit“ überhaupt gibt und wenn ja, was sie im Kern ausmacht. Ein anderes Wort für „heil“ ist „unversehrt“. Es geht also darum zu klären, welche Bedingungen in einer Familie gegeben sein müssen, damit ein Kind sein Entwicklungspotential entfalten kann. Wissenschaftlich fundierte Antworten auf diese Frage sind stets altersbezogen. Denn die Bedürfnisse und auch die Handlungsmöglichkeiten eines Kindes ändern sich mit den Jahren. Aber sie sind auch oft gebunden an eine bestimmte Kultur und einen gewissen Zeitgeist. Hier wird der Versuch unternommen, auf „Universalien“ einzugehen – also Rahmenbedingungen, die historisch und kulturell übergreifende Gültigkeit haben.

Neugeborene sind zunächst hilflose Wesen. Ohne jemand, der sich um sie kümmert, sind sie dem Untergang geweiht. Neben der körperlichen Gesundheit ist auch die emotionale Nähe anderer Menschen überlebensnotwendig. Bereits Anfang dieses Jahrhunderts hat René Spitz berichtet, dass Babys sterben, wenn sie nicht genügend Ansprache erfahren. Wer trotzdem überlebt, zeigt nachhaltig gestörtes Verhalten – ein Phänomen, das als Hospitalismus bekannt geworden ist. Vor einigen Jahren wurde zudem dokumentiert, dass Kinder, die in rumänischen Kinderheimen aufwuchsen, nur dann eine annähernd normale Gehirnentwicklung zeigten, wenn sie noch vor dem 6. Lebensmonat in Pflegefamilien untergebracht wurden, während ein geringeres Gehirnvolumen, weniger Konnektivität und neuro-

nale Aktivität bei jenen zu beobachten war, die ihre ersten Jahre ausschließlich im Heim verbracht hatten. Dabei war die Grundversorgung in beiden Fällen gleich und nur die Art des sozialen Umgangs unterschied sich zwischen beiden Gruppen. Eine „heile Kindheit“ ohne körperliche und soziale Nähe ist also undenkbar. Wie klinische Studien zudem zeigen, kann Körperkontakt auch helfen, mit schwierigen Erfahrungen gut klarzukommen. So zeigen Frühgeborene eine höhere Sauerstoffsättigung und Gehirnaktivität, wenn sie auf der nackten Haut eines anderen Menschen kuscheln dürfen, als wenn sie im Brutkasten liegen.

Ob Nähe und positive Ansprache von Vater oder Mutter geboten werden, ob sich homosexuelle Paare oder Alleinerziehende, eine Wohngemeinschaft oder eine Adoptivfamilie dem Kind annehmen, ist nach Erkenntnissen der modernen Familienforschung dagegen eher unwichtig. Auch Großeltern, Tanten, Geschwister, Kita-Fachkräfte oder Babysitter können diese Funktion übernehmen. Sind sie über einen längeren Zeitraum hinweg einige Stunden pro Tag an mehreren Tagen pro Woche mit dem Kind zusammen und gehen sie dabei liebevoll mit ihm um, dann werden sie zu Bezugspersonen. Stabilität in der Beziehung zu diesen Personen ist entscheidend dafür, dass sich beim Kind ein positives Grundgefühl zum Leben

entwickelt. Erik Erikson spricht in diesem Zusammenhang von Urvertrauen: Das Kind erfährt, dass es mit seinem Anliegen gehört und gesehen wird, und es fühlt sich anderen Menschen positiv verbunden.

Der Amerikaner John Bowlby hat für die besondere Beziehung zwischen dem Kind und seinen wichtigsten (primären) Bezugspersonen die Bezeichnung „sichere Bindung“ eingeführt und in Anlehnung an Studien aus der Verhaltensbiologie sowie Sigmund Freud postuliert, dass frühe Bindungserfahrungen prägend für das weitere Leben seien. Man erkennt eine sichere Bindung daran, dass das Kind seine Umwelt in Gegenwart der Bindungsperson freier exploriert, dass es in fremder Umgebung ihre Nähe sucht, mit Stress reagiert, wenn sie sich entfernt, aber dass es sich auch schnell wieder beruhigen kann, wenn die Bezugsperson zurückkommt und Körperkontakt aufnimmt. Inzwischen wissen wir, dass jedes Kind zu ganz unterschiedlichen Personen (z.B. auch Kita-Fachkräften) eine sichere Bindung aufbauen kann. Bindung beschränkt sich damit nicht zwingend auf Mutter oder/und Vater. In einer Zeit, in der immer mehr Kinder nur mit einem Elternteil aufwachsen, gewinnen stabile Beziehungen zu Personen außerhalb der Kernfamilie zunehmend an Bedeutung. Oft ist es hier allerdings schwer, Kontinuität und Stabilität über Jahre zu gewährleisten.



Foto: Regina Zulauf/pixabay

Kindheit ist nicht weniger „heil“, wenn die Familie nicht unserem klassischen Bild entspricht. Sie ist nur anders. Aber sie braucht Kontinuität und Zuverlässigkeit in sozialen Beziehungen.

Weil das Fehlen von Bindungspersonen und liebevoller Fürsorge für die Entwicklung so wichtig ist, denken viele Menschen im Umkehrschluss, es sei optimal, wenn sich nur sehr wenige ausgewählte Personen ständig um das Kind kümmern, ihm durchgängig Aufmerksamkeit schenken und alle Wünsche sofort von den Lippen ablesen. Das trifft aber nicht zu. Zum einen zeigen Säuglingsstudien, dass Situationen, in denen Erwachsene sich ganz darauf konzentrieren, jedes Signal des Babys aufzugreifen und umgehend zu spiegeln, von den Kleinen eher als stressig erlebt werden. Intrusives Verhalten, bei dem der Erwachsene ständig bemüht ist, das Kind zu stimulieren, ohne ihm genügend Raum für eigene Aktivitäten zu lassen, führt ebenfalls zu Blickabwendung und erhöhtem Stresserleben. Bereits wenige Monate alte Kinder reagieren also nicht nur auf ein Zuwenig, sondern auch auf ein Zuviel an Zuwendung mit Rückzug. Sie bevorzugen es, wenn in Interaktionssituationen mal der eine und mal der andere die Führung übernehmen darf und zeigen unter solchen Umständen langfristig auch eine bessere Entwicklung.

Zudem kann man feststellen, dass Kleinkinder den Kontakt zu unterschiedlichen Menschen – auch Gleichaltrigen – sehr genießen. Wo mehrere Leute zusammenkommen, da gibt es immer etwas zu beobachten und zu hören. Gerade in den ersten Lebensjahren lernen Kinder extrem viel über Beobachtung und profitieren davon, wenn um sie herum einiges los ist. Geschwister sind häufig ganz wichtige Bezugspersonen und der Zugang zu Spielkameraden bereichert die Erfahrungswelt des Kindes in bedeutsamer Weise. Gleichzeitig scheint es auch sehr wichtig zu sein, dass das Kind hin und wieder ganz für sich alleine spielen darf. Nur wenn niemand in der Nähe ist, kann es sich ganz ungestört dem Klang der eigenen Stimme, dem Kuschtier, der Beobachtung des Mobiles oder einem anderen Aspekt der nicht-sozialen Umwelt widmen. Sobald jemand dazu kommt, wird es abgelenkt. Das gilt bereits für Säuglinge.

Heute wissen wir: Genauso bedeutsam wie Stabilität und Berechenbarkeit ist eine gewisse Varianz der Beziehungserfahrungen. Und genauso wichtig wie das Herstellen von emotionaler Nähe ist es, dem Kind Raum zu geben, damit es eigene Impulse setzen oder sich aber auch einmal alleine beschäftigen kann. Eine professionelle Fremdbetreuung, die durch gut ausgebildete und emotional zugewandte Fachkräfte erfolgt und in einem Umfeld stattfindet, das dem Kind Spielmöglichkeiten mit anderen Kindern ebenso wie auch Rückzug und Ruhephasen ermöglicht, wirkt sich positiv auf die kindliche Entwicklung aus. Dabei fühlen sich Babys und sehr junge Kleinkinder zunächst in überschaubaren Settings wohler, während die etwas älteren Kinder (ab drei Jahre) auch in größeren Gruppen gut klar kommen. Entscheidend bleibt dabei, dass ein positives Bindungsangebot besteht.

Aber geht es eigentlich immer nur darum, dass für das Kind alles optimal läuft und dass es ausschließlich positive Erfahrungen macht? Ist eine „heile Kindheit“ nicht auch eine, die das Kind darauf vorbereitet, mit den Widrigkeiten des Lebens umzugehen, die unter Umständen auf es warten? Schon Sigmund Freud hat dargelegt, dass Frustrationserfahrungen für die Ich-Entwicklung entscheidend sind. Denn erst in Auseinandersetzung mit Grenzen, auch im sozialen Austausch, erlebt sich das Kind als von den Bezugspersonen getrenntes, eigenständiges Wesen. Gut ist es, wenn die Erwachsenen, die dem Kind etwas verbieten oder verwehren, dies konsequent, aber ohne negative Gefühlsäußerungen tun. So wird die Grenze in den eigenen Handlungsmöglichkeiten nicht zu einer Bedrohung für die Bindung. Und das Kind, das möglicherweise vor Frust weint oder tobt, findet ein Gegenüber vor, das ihm helfen kann, sich wieder zu beruhigen und die negativen Gefühle nicht noch weiter durch Schreien oder Schimpfen anheizt. Ähnliches gilt auch für Situationen, in denen das Kind erfährt, dass es seinen eigenen Ansprüchen nicht gerecht wird. Nur, wenn das Kind scheitern darf, ohne dass dies gleich als Problem gesehen wird oder andere sofort einspringen, kann es Strategien entwickeln, mit solchen Erfahrungen gut umzugehen. Entwicklungspsychologen sprechen in diesem Zusammenhang von „Selbstregulation“. Die

Fähigkeit zur Selbstregulation stellt einen ganz entscheidenden Schlüssel zu späterem Lebenserfolg dar. Impuls- und Emotionskontrolle gehören ebenso dazu wie geistige Flexibilität im Umgang mit Problemen und die Fähigkeit, planvoll zu handeln. Der Grundstein für einige dieser Kompetenzen wird bereits in den ersten drei Lebensjahren gelegt. Das funktioniert am besten, wenn das Kind von Erwachsenen weder verwöhnt noch überfordert wird.

Ganz allgemein sind frühe Kindheitserfahrungen vor allem deshalb prägend für das spätere Leben, weil unser Gehirn die Dinge, die uns in den ersten Jahren widerfahren, nutzt, um uns an die jeweilige Umwelt anzupassen. Danach sind wichtige Weichen bereits gestellt. Eben diese Einsicht macht vielen jungen Eltern Druck. Sie fühlen sich verantwortlich, dem Kind eine „heile Welt“ bieten zu müssen und hängen dabei oft der eingangs erwähnten Idealvorstellung nach. Daraus resultieren in der Regel überhöhte Ansprüche an die eigene Lebensgestaltung, Verfügbarkeit und an die Kontrollierbarkeit von kindlichen Erfahrungen. Das Heil eines Kindes liegt aber nicht in der Rundumversorgung durch „perfekte“ Helikopter-Eltern, die es vor jeder unangenehmen Situation beschützen wollen. Als Menschen sind wir von Geburt an in der Lage, mit sehr unterschiedlichen Umwelten klarzukommen. Unsere selbstregulativen Kompetenzen entwickeln wir nur, wenn wir uns Herausforderungen stellen dürfen. Positive Begegnungen mit anderen und Begegnungen mit sich selbst, einschließlich der eigenen Grenzen, sollten gleichermaßen möglich sein. Wer diese simplen Grundregeln beachtet, schafft damit gute Voraussetzungen für einen positiven familiären Austausch – wie auch immer sich die familiäre Gemeinschaft zusammensetzt. Und auf dieser Basis lässt sich dann auch das ein oder andere Unheil in der Welt, das man vielleicht nicht immer abwenden kann, gemeinsam überstehen.

Sabina Pauen

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Literaturhinweis: Pauen, S. (Hrsg.). Entwicklungspsychologie im Kindes- und Jugendalter. Aus dem Amerikanischen adaptiertes Lehrbuch; Autoren: R. Siegler, J. De Loach & N. Eisenberg; Titel: How children develop. 4. überarbeitete Auflage. Heidelberg 2016.

Heile Welten in Kunst und Film – Utopie und Paradiesvorstellungen



Abb. 1, Standfoto aus dem Film „Pleasantville“ (1998)

„Achtung, Achtung! Hier ist er, der Tag! Hier ist die Stunde! Hier ist die Minute! Hier ist das Ende! Hier ist der Anfang! Rollt die Teppiche aus! Teert die Straßen! Denn hier ist sie, sie kommt an, sie ist es – die Liebe! Dies ist die Herrschaft der Liebe, die hier beginnt!“, intoniert der Held zum Ende von Alain Resnais' 1983 in die Kinos gekommenem Film „Das Leben ist ein Roman“, als er den Thron besteigt. Das Volk und einige Zwerge, die ihn bei einem Kampf gegen einen despotischen König unterstützt hatten, waren zuvor schon in jubelnde „Glück! Glück! Freiheit!“-Gesänge ausgebrochen, nachdem er den tyrannischen Vorgänger gepfählt hatte. Der Aufbruch in die beschworene neue heile Welt voll Liebe, Freiheit und Glück vollzieht sich in Resnais' Gemisch aus Singspiel, Komödie, Melodram und Märchen also gewaltsam. Und dass dieser verheißungsvoll beschworene Beginn wohl schnell selbst wieder in eine neue Tyrannei mit weiterem Blutvergießen münden wird, ist dem Publikum beim Anblick der Schluss-Sequenz nur zu bewusst, da es zu Beginn des Films schon einmal

eine analoge Szene gesehen hatte: Ein König hatte, tödlich verletzt von einem ihm in den Leib gerammten Pfahl, seinen gerade geborenen Sohn einer Amme übergeben, die das Kind so lange verbergen soll, bis es zu jenem jugendlichen Held herangewachsen ist, der wiederum den Despoten umbringen soll, zu dem sich der Mörder seines Vaters und vermeintliche Befreier mittlerweile entwickelt hat: Versprechen und Ziel einer freien und von Liebe regierten, glücklichen Welt bilden also tatsächlich den Motor einer blutigen, zyklisch ablaufenden Geschichte, die nie zu dem ersehnten Zustand, sondern zu dessen Gegenteil führt: Unfreiheit, Hass und Mord. Dieser Handlungsfaden bildet allerdings nur die märchenhafte Grundebene von Resnais' Film, die geschickt mit einer zweiten, realeren verwoben wird: In ihr wird von dem reichen und exzentrischen Grafen Michel Forbek erzählt, der 1914 das Modell einer phantastischen Schlossanlage, eines „Tempels des Glücks“, enthüllt. Durch den Ersten Weltkrieg zwar verzögert, doch in seinem Bestreben durch dessen katastrophale Er-

fahrungen zusätzlich bestärkt, lädt er fünf Jahre später seine Freundinnen und Freunde in das fast fertiggestellte Schloss ein, um sie, wie er glaubt, von einem Experiment profitieren zu lassen, das sie und dann eines Tages die ganze Menschheit heilen soll: Mit Hilfe einer Droge versetzt er die Ahnungslosen in einen Zustand unmittelbar nach der Geburt zurück und verschafft ihnen nun ausschließlich angenehme Sinneseindrücke, da er der Ansicht ist, dass alles Leiden der Menschen daher rühre, dass sie, kaum auf der Welt, traumatischen Erfahrungen ausgesetzt seien. Wie auf der Ebene des Märchens wird die geheilte, glückliche Welt also auch hier mit Gewalt erzwungen, die hier zwar keine physische Form annimmt, aber, da die dem Versuch Unterzogenen dazu kein Einverständnis gegeben hatten, nicht minder rigide ist. Zudem dürfen die Motive Forbeks angezweifelt werden, denn er unterzieht sich dem Experiment nicht selbst, sondern bleibt Herr seiner selbst und kontrolliert seine zu brabbelnden Säuglingen retardierten Freundinnen und Freunde. Und wie sich letztendlich herausstellt,



Foto: Eugene

Abb. 2. Masaccio, Die Vertreibung aus dem Paradies, Fresko, 1425–1428, Santa Maria del Carmine, Cappella Brancacci in Florenz

war es wohl auch seine Absicht, auf diese Weise eine Frau wieder für sich zu gewinnen, die inzwischen einen anderen Mann geheiratet hatte, sich aber dem Experiment heimlich entzogen hat, indem sie nur so tat, als ob sie die Droge nehme. Als sie erfährt, dass ihr Ehemann zudem bei dem Versuch gestorben ist, konfrontiert sie Forbek mit seinen hinter seinem vermeintlich altruistischen Tun stehenden niedrigen Motiven. Das Schloss ist jedoch zugleich der Schauplatz einer dritten, 1983 angesiedelten Handlungsebene, bei der sich eine Gruppe von Pädagoginnen und Pädagogen dort zu einem Kolloquium trifft, um über eine ideale Kindererziehung zu beraten, die eine glückliche Welt zur Folge haben könnte. Da sich die selbst nicht besonders souverän auftretenden Erwachsenen jedoch nicht auf ein Konzept einigen können, gehen sie am Schluss zerstritten auseinander. Die Frage

stellt sich damit auch, welches Recht diese ihr Leben selbst nicht kontrollierenden Erwachsenen haben, über die ideale Erziehung von Kindern zu entscheiden, zumal sie nicht in der Lage sind, hierfür eine übereinstimmende Lösung zu finden und das Treffen daher vorzeitig beenden müssen. Alle drei Handlungsfäden – der märchenhafte, der offenbar von den Kindern gesponnen wird, über deren pädagogische Zukunft hier entschieden werden soll, der im Jahre 1919 spielende sowie der 1983 angesiedelte – thematisieren den Grundkonflikt, dass eine (ge)heil(t)e, von Glück und Liebe geprägte Welt schon deshalb nicht möglich scheint, weil die je individuelle Vorstellung von Glück, Heil und Freiheit des einen Menschen Unglück, Unheil und Unfreiheit für den und die anderen bedeuten kann: Setzt sich einer der Vertreter mit Macht durch (wie auf der ersten und der zweiten Handlungsebene von „Das Leben ist ein Roman“), leiden die anderen; setzt sich niemand durch (wie bei den Pädagoginnen und Pädagogen der dritten Handlungsebene) bleibt der gegenwärtige Zustand, der ja gerade korrigiert und verbessert werden soll, bestehen. Die Germanistin und Kulturwissenschaftlerin Claudia Benthien hat diese Aporie in Bezug auf Utopie- und Paradiesvorstellungen 2010 in ihrem Buch „Paradies - Topografien der Sehnsucht“ auf die Formel gebracht, dass solche Konzeptionen „in einem Spannungsverhältnis von Veränderungspotenzial und Verhinderungsdynamik“ stehen: Einerseits verdeutlichen solche Ideen einer besseren, vielleicht sogar idealen Welt, was alles in und an der aktuellen Realität geändert werden könnte und vielleicht auch sollte; andererseits bergen solche Vorstellungen die Gefahr in sich, dass sie die Erreichung entsprechender Ziele verhindern, sei es, da diese aufgrund falsch geleiteter Maßnahmen verfehlt oder sie aber von vorneherein als unerreichbar und damit chimärenhaft beurteilt werden: „Das Trugbild einer gewesenen goldenen Zeit ist eins der größten Hindernisse gegen die Annäherung der goldenen Zeit die noch kommen soll. (...) Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, so mag sie lieber gar nicht anheben, so taugt sie nur zu Elegien über ihren Verlust“, schrieb dementsprechend bereits 1798 der deutsche Romantiker August Wilhelm Schlegel im 243. „Athenäums-Fragment“.

Eine weitere Facette, die in Resnais' Film kurz angerissen und in einem anderen, späteren Film dann zum Grundthema gemacht wird, ist der Umstand, dass Forbek die auf den Status von Säuglingen zurückversetzten Menschen nicht intellektuell, sondern lediglich sinnlich stimuliert, indem er ihnen angenehme Geruchs- und Geschmackserlebnisse verschafft: Der Mensch, so die implizite Theorie dahinter, ist dann am glücklichsten, wenn er sich und seine Umwelt nicht zu sehr reflektiert. Der Frage, ob damit aber nicht ein wesentlicher Aspekt der menschlichen Existenz ausgeblendet wird, geht der Film „Pleasantville“ von 1998 nach, in dem Drehbuchautor und Regisseur Gary Ross von zwei zeitgenössischen Jugendlichen erzählt, die sich dank eines mysteriösen Fernsehtechnikers plötzlich als Figuren in einer amerikanischen Fernsehserie der 50er Jahre eben namens „Pleasantville“ wiederfinden. Dass diese in Schwarz-Weiß gedreht ist, erweist sich dabei nicht nur als den technischen Produktionsbedingungen der 50er Jahre geschuldet, sondern zugleich als Chiffre für die Lebens-, Gefühls- und Denkwelt der Bewohnerinnen und Bewohner des fiktiven namensgebenden Ortes, denn diesen sind jegliche negative Erlebnisse, Gefühle und Gedanken fremd: Sie leben „angenehm“ (eben: „pleasant“) in einer gemäß den Werten der 50er Jahre „heilen“, idealen und das heißt auch einfachen, da undifferenzierten Welt. Dieses zweifelhafte „Glück“ ist allerdings nicht nur um den Preis der Reduktion des Lebens auf Positives, sondern auch den der Stagnation erkaufte, denn Pleasantville erweist sich als von der Umwelt in jeder Hinsicht abgeschottet – u.a. führen alle Wege aus der Stadt in sie zurück, mit wirklichem Inhalt gefüllte Bücher gibt es nicht – und seine Bewohnerinnen und Bewohner werden daher auch mit nichts konfrontiert, was sie zum Umdenken, ja überhaupt zum Nachdenken anregen könnte. Die ihnen bis dahin vorenthaltenen emotionalen Untiefen und intellektuellen Differenzierungen werden nun aber über die in der Serie gelandeten Jugendlichen eingeführt, welche die Bewohnerinnen und Bewohner von Pleasantville mit ihrem in der Wirklichkeit der 90er Jahre erlernten Verhalten immer wieder herausfordern. Dass dies Spuren in den Persönlichkeiten der Serien-Figuren hinterlässt, wird nicht nur an deren Verhalten deutlich, sondern auch an ihrer Umwelt und ihrem

äußeren Erscheinungsbild: Beides wechselt zunehmend von Schwarz-Weiß zu Farbe als Zeichen einer zunehmenden intellektuellen wie emotionalen Differenzierung, die zu ihrer Repräsentation mehr als zweier Töne bedarf (Abb. 1). Einmal jedoch aus ihrer vereinfachten Existenz aufgescheucht, finden bzw. wollen sie in die damit verbundene Unfreiheit nicht mehr zurück, auch wenn einige von ihnen zunächst noch verschiedene, fruchtlose Versuche unternehmen, die Störfaktoren zu eliminieren (z.B. durch das Verbrennen der ihnen vorher fremden Bücher): Die zunächst nur schwarz-weißen, uniformen Abziehbilder von Menschen, die sich aufgrund ihrer eingeschränkten Gefühls- und Denk-Horizonte oftmals wenig menschlich verhielten, entwickeln sich hin zu sich emotional wie intellektuell voneinander abgrenzenden menschlichen Charakteren, womit „Pleasantville“ zu einem bunten, Spannungen aufweisenden und sich auch der Außenwelt gegenüber öffnenden und damit realitätsnäheren, natürlicheren Ort wird.

Der Gedanke, dass „angenehm“ nicht zwingend synonym mit „glücklich“ ist und dass eben jene Annehmlichkeit vielleicht nur um den Preis des Menschlichen zu haben ist bzw. Menschliches nur um den Preis der Annehmlichkeit, hat natürlich eine alte Tradition, die sich bis in die Grundzüge von

Urmythen rückverfolgen lässt. Ihnen zufolge lebte die Menschheit zunächst in einem Paradies, das sie dann jedoch verlor – im Alten Testament tauschen die ersten Menschen es gegen die Erkenntnis ein, mit der jedoch auch Mühsal und Tod Einzug in ihre Existenz halten (nicht zufällig arbeitet „Pleasantville“ immer wieder mit der klassischen Ikonographie des Sündenfalls, wenn z.B. einem Jugendlichen von seiner Freundin ein leuchtend roter Apfel angeboten wird, in den er begeistert hineinbeißt, oder die Abbildung, die ein Amateurmaler aus Pleasantville in einem Kunstbuch aufschlägt, die Masaccios berühmte Darstellung der „Vertreibung aus dem Paradies“ von 1425/28 in der Brancacci-Kapelle von Santa Maria del Carmine in Florenz zeigt: Abb. 2). Pagan gewendet hat diesen Verlust des Paradieses der französische Barockmaler Nicolas Poussin in seinem um 1638/40 ausgeführten Gemälde „Et in Arcadia Ego“ (Paris, Louvre: Abb. 3), wo er den Moment festhält, in dem die antiken Bewohner der mythischen Schäferwelt von Arkadien begreifen, dass es auch in diesem scheinbar idealen Idyll den Tod gibt. Zum Zeichen dieser in ihnen reifenden Erkenntnis hat der Maler den Verstehensprozess auf drei ein Grabmal umstehende Hirten aufgeteilt: Während der Linke von ihnen die dort aufgebrachte Inschrift „Et in Arcadia Ego“ („Auch in Arkadien gibt es mich“, d.h., da hier das Grabmal spricht: den Tod) nur neu-

gierig mustert, entziffert sie der neben ihm Kniende bereits, während der ganz rechts Stehende, offenbar schon unter dem Eindruck der Aussage, mit melancholisch-fragender Miene zu der reich gewandeten Frau neben ihm blickt, die ihm besänftigend eine Hand auf die Schulter gelegt hat. Bei ihr, in der Vergangenheit von der Forschung häufig alternativ als Hirtin, allegorische Verkörperung der Geschichte, der Malerei oder der Schönheit interpretiert, könnte es sich auch um die Arcadia, eine Personifikation der Landschaft handeln, welche ihre Bewohner hier die Natur ihrer Existenz begreifen lässt: Erst indem sie erkennen, dass sie sterblich sind, vermögen sie es, das zuvor von ihnen für selbstverständlich und ewig gehaltene Glück des sie umgebenden Idylls einer heilen Schäferwelt zu würdigen.

Bereits in der Antike, so z.B. bei den Autoren Hesiod und Aratos von Soloi, wurden die somit denkbaren Entfernungsgrade von der Perfektion des Paradieses in verschiedene Stadien und Zeitalter der Menschheitsgeschichte gefasst, die demzufolge mit dem Goldenen Zeitalter begann und im Eisernen Zeitalter seinen Tiefpunkt fand: Lebten die Menschen im Goldenen Zeitalter sorglos wie Götter und sowohl mit ihnen wie auch mit der sie umgebenden Natur harmonisch in ungestörtem Frieden, zeitlos, frei von Sorgen, Mühe, Alter und Krankheiten, so finden sie



Foto: Angèle Dequier

Abb. 3, Nicolas Poussin, Et in Arcadia Ego (1628), Paris, Musée du Louvre

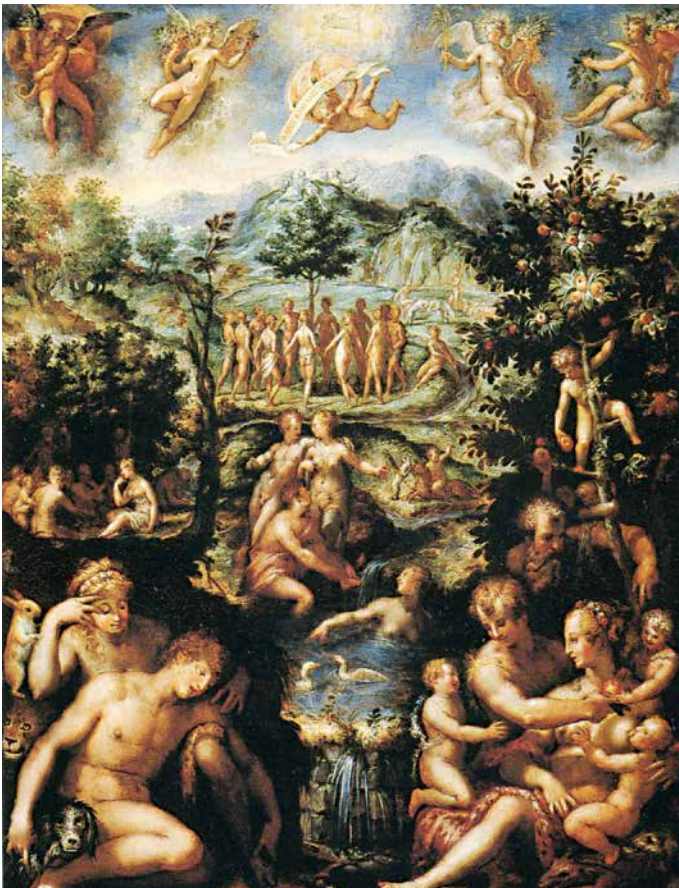


Abb. 4, Francesco Morandini, genannt „Il Poppi“, Das Goldene Zeitalter (ca. 1569), Edinburgh, Scottish National Gallery



Abb. 5, Jacopo Zucchi, Das Goldene Zeitalter (ca. 1577), Florenz, Uffizien

sich in dem nachfolgenden Silbernen Zeitalter dem Wandel und damit auch der Arbeit und dem Leid unterworfen. Mit der letzten Epoche des Eisernen Zeitalters halten dann mit den Waffen auch Gewalt und Krieg Einzug in das Leben – nicht umsonst wurde es häufig mit der jeweiligen Gegenwart der Autoren identifiziert. Mit dieser Idee einer geschichtlichen Abfolge wird jedoch auch die Möglichkeit denkbar, eine Rückkehr in das Goldene Zeitalter zu versuchen – bereits Vergil suggeriert im um 40 v. Chr. entstandenen vierten seiner Hirtengedichte, den „Eklogen“, dass sich dank eines „werdenden Knaben“ „das eiserne Alter/schließt, und die goldene Zeit aufsteigt“, wobei als mögliche Identifikation dieses Jungen u.a. der Kaiser Augustus diskutiert wird.

Ganz in dieser Tradition, konkrete Machthaber als potentielle Wiederbringer eines Goldenen Zeitalters zu feiern, machte sich dann auch die Familie der Medici im Italien der Renaissance diesen Gedanken einer Rückkehr zu eigen, den sie u.a. in zwei Gemälden anschaulichen Ausdruck gewinnen ließen: Beide auf der Grundlage eines schriftlich fixierten Programms arbeitend, das der Hu-

manist und Kleriker Vincenzo Borghini dem Maler Giorgio Vasari geschickt hatte, schufen zwei von dessen Schülern, einmal ca. 1569 Francesco Morandini (genannt „Il Poppi“: Abb. 4) sowie um 1577 Jacopo Zucchi (Abb. 5), je Darstellungen des Goldenen Zeitalters (Morandinis Werk wird heute in der National Gallery of Scotland in Edinburgh aufbewahrt, Zucchis Gemälde, das den Auftakt eines insgesamt dreiteiligen Zyklus mit Darstellungen der Zeitalter bildet, in den Florentiner Uffizien). Der Bezug zu den Medici wird hier in beiden Fällen schon durch ein von Borghinis Programm vorgegebenes Detail verdeutlicht, mit dem zugleich das Thema der Gemälde mitgeteilt werden soll: „O begli anni dell'oro“ („Oh, Ihr schönen goldenen Jahre“) ist bei beiden auf einem Schriftband zu lesen, das von über der Darstellung schwebenden Genien gehalten wird. Bei diesen Worten handelt es sich um das Motto aus einem Theater-Intermezzo, das 1539 anlässlich der Hochzeit von Cosimo de' Medici mit Eleonora von Toledo aufgeführt worden war. Unter dieser Überschrift entfalten Morandini und Zucchi das Panorama einer idyllischen Landschaft, in der junge nackte Männer und Frauen zusammen mit Kindern lagern, baden und

tanzen, begleitet von im Einklang mit ihnen lebenden wilden wie gezähmten Tieren. Welche konkret politischen Implikationen eine solche proklamierte Rückkehr des Goldenen Zeitalters unter den Medici haben konnte, war schon mehr als 50 Jahre zuvor deutlich geworden, als der Karnevalszug der Familie im Februar 1513 die im Vorjahr erfolgte Rückkehr der 1494 unter Girolamo Savonarola vertriebenen Medici nach Florenz unter eben dem Motto einer damit verbundenen „Rückkehr des Goldenen Zeitalters“ feierte. Angesichts des Umstands, dass die Medici 1527 erneut von ihren Gegnern aus der Stadt vertrieben wurden, ist zu ersehen, dass es damit nicht allzu weit her war – und man fühlt sich unwillkürlich an die Märchen-Sequenzen aus Resnais' Film „Das Leben ist ein Roman“ erinnert, wo die Sieger auch jeweils nach der Ermordung des Tyrannen die anbrechende Herrschaft von Glück, Freiheit und Liebe verkünden – nur um dann in der Folge selbst unter Reklamation eben dieser Regentschaft als Tyrannen beseitigt zu werden.

Henry Keazor
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Zephyr kehrt zurück – Monteverdi und das Ende der Pest

Für Claudio Monteverdi war 1630 ein *annus horribilis*. In Mantua, seiner langjährigen künstlerischen Heimat, spitzte sich der Krieg zwischen Frankreich und Habsburg um die Erbfolge im Herzogtum zu. Seit Monaten grassierte in der Lombardei die Pest. In Salò am Gardasee starb Monteverdis Bruder Giulio Cesare, in Bergamo rottete die Pest die ganze Familie Alessandro Grandis, den Monteverdi einst zu seinem Vizekapellmeister in S. Marco ernannt hatte, samt Ehefrau und zehn Kindern aus. Die Soldaten der feindlichen Armeen verbreiteten die Pest überall dort, wo sie durchzogen; mit ihnen erreichte der Schwarze Tod auch Mantua. Unter der Leitung des Grafen Alessandro Striggio brach Anfang Juni eine Delegation von Mantua nach Venedig auf, um von der Serenissima Hilfe gegen die Belagerung durch die Kaiserlichen Truppen zu erwirken. Bereits unterwegs erkrankten mehrere Teilnehmer. Als die Delegation Venedig erreichte, wurde sie zwar sogleich auf der Isola S. Clemente in Quarantäne genommen, aber es war zu spät: Auch

Striggio hatte sich infiziert und starb in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni an der Pest. Er und seine Begleiter waren es, die die Pest in Venedig einschleppten. Zwischen Juli 1630 und Oktober 1631 raffte die Seuche mehr als 46.000 Menschen, ein Drittel der Bevölkerung, hinweg, davon allein im November 1630 mehr als 14.000 Personen.

Alessandro Striggio war Monteverdis engster Freund gewesen. Er hatte das Textbuch für dessen erste Oper *L'Orfeo* (1607) geschrieben und war über die Jahre hinweg, als Monteverdi Mantua verlassen hatte und seit 1613 in Venedig als Markuskapellmeister wirkte, sein vertrauter Briefpartner und Fürsprecher am Hof von Mantua gewesen. Sein Tod dürfte Monteverdi hart getroffen haben. Doch damit nicht genug: Am 18. Juli nahmen die Landsknechte des Kaisers Mantua ein, richteten ein Blutbad an, zerstörten die Stadt, plünderten den Palast und brannten alles nieder, was sie nicht zuvor als Beute weggeschleppt hatten. Wie viele Kompositionen Monteverdis in den Flammen des „Sacco di Mantova“ aufgingen, lässt sich nicht beziffern. Es dürften viele gewesen sein – so zum Beispiel seine gesamte höfische Instrumentalmusik, von der wir nur aus seinen Briefen und anderen schriftlichen Quellen wissen. Unter den Werken, die im Palast der Gonzaga aufbewahrt wurden, befand sich aber wohl auch die Partitur seiner *L'Arianna* (1608); dass sich von dieser Oper nichts als die große Klageszene der Arianna erhalten hat, gehört zu den schmerzlichsten Verlusten der gesamten Musikgeschichte.

Wir wissen nicht, wie und vor allem wo der 63-jährige Monteverdi die Zeit der Pest verbrachte, ob er sich in seiner Wohnung in der Canoni-

ca von San Marco isolierte oder aufs Land flüchtete. Manches aber deutet darauf hin, dass die Pest tief in sein Leben eingriff. Sein Gelöbnis, eine Pilgerfahrt nach Loreto zu unternehmen, um der Heiligen Jungfrau für die Errettung zu danken, konnte er, vielleicht aus Altersgründen, nicht einlösen. Sein Entschluss, im weit fortgeschrittenen Alter, verwitwet und als Vater von zwei erwachsenen Söhnen, Geistlicher zu werden, könnte aber auch durch die Erfahrungen mit der Epidemie beschleunigt worden sein. Am 16. April 1632, ein halbes Jahr nach dem offiziellen Ende der Pest in Venedig, wurde Monteverdi in einem verkürzten Verfahren zum Priester geweiht.

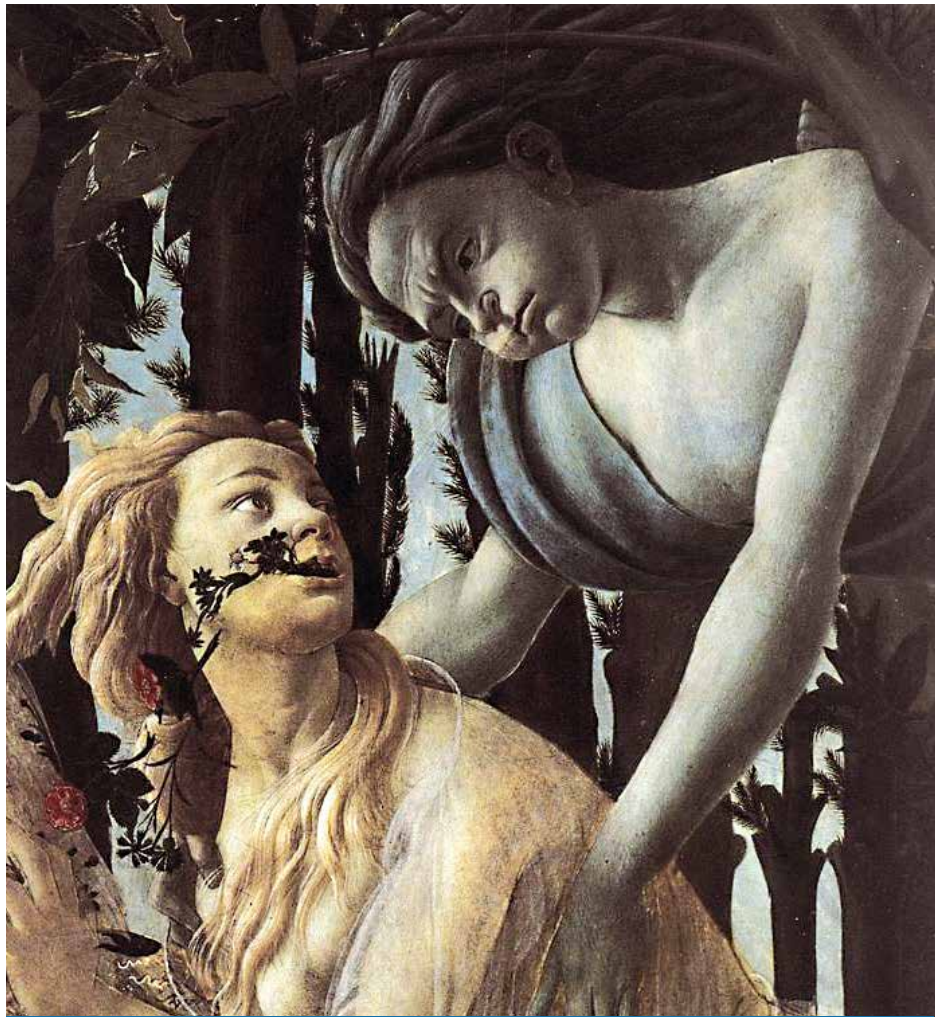
Zwei Monate später, im Juni 1632, veröffentlichte der Verleger Bartolomeo Magni eine Sammlung mit Kompositionen Monteverdis, die so gar nicht in die Zeit zu passen scheinen. Von dem ehrwürdigen Markuskapellmeister, dem neu ordinierten Priester hätte man wohl erbauliche, religiös konnotierte Musik erwarten können – und wenn schon keine lateinische Kirchenmusik, so doch zumindest solche italienischsprachigen Kompositionen moralisierenden Inhalts, etwa über die Vergänglichkeit, wie jene, mit denen Monteverdi später im Jahre 1641 die *Selva morale e spirituale* eröffnen sollte. Umso mehr verwundert es, dass Magni eine Sammlung mit dem Titel *Scherzi musicali* herausbrachte: Was mag Monteverdi bewogen haben, der Veröffentlichung dieser kleinen, heiteren, vergnüglichen Stücke zuzustimmen? Nach dem Ende der Pest lag Venedig wirtschaftlich darnieder. Das Verlagswesen, insbesondere der Musikdruck sollte sich von dem Zusammenbruch, den das große Sterben verursacht hatte, lange Jahrzehnte nicht mehr erholen. In solchen Zeiten streckte Magni vorsichtig die Fühler aus, um zu eruieren, ob es sich in Zukunft überhaupt noch lohnen könnte, Musik zu veröffentlichen. Ökonomische Gründe mögen ihn bewogen haben, den großen Namen Monteverdi mit einer kleinen, bezahlbaren Publikation verbinden und den Verkauf von Noten wieder ankurbeln zu wollen. Bemer-



Bernardo Strozzi's Gemälde ist das einzige gesicherte Portrait, das wir von Claudio Monteverdi kennen, und die Vorlage für alle späteren Darstellungen. Es entstand um 1630, kurz vor Ausbruch der Pest in Venedig, und zeigt den etwa sechzigjährigen Markuskapellmeister.

kenswert ist aber die Auswahl der Stücke, mit denen Monteverdi, das musikalische Aushängeschild der Serenissima, nach der furchtbaren Zeit des Leidens und Sterbens an die Öffentlichkeit trat. Es waren kleine, strophische Sololieder, denen er bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Mit „Musikalische Scherze“ wäre der Titel der Sammlung aber nur ungenügend übersetzt. Der Begriff des „Scherzo“ entstammte der italienischen Dichtkunst an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert und bezeichnete eine neue, unterhaltsame, tändelnde Lyrik, die nicht aufwühlen, sondern froh machen sollte und sich metrisch deutlich von den überkommenen Strophenformen des Sonetts oder der Ottava unterschied. 1607 hatte Monteverdi den Begriff des Scherzos auf die Musik übertragen und eine erste Sammlung *Scherzi musicali* veröffentlicht, strophische Lieder mit Instrumentalritornellen und einer oft tänzerischen Rhythmik. Darauf griff er nun in seiner zweiten Sammlung von *Scherzi musicali* zurück und präziserte den Inhalt der kleinen Publikation im Untertitel: *Cioè Arie, & Madrigali in stil recitativo, con una Ciaccona*.

Was aber hat es mit dieser Ciaccona auf sich, dass Monteverdi sie schon im Titel gesondert erwähnte? Es lohnt sich, etwas genauer auf diese Komposition zu schauen, weil sie tatsächlich so auffällig von allen anderen abweicht, dass man wohl vermuten kann, Monteverdi habe mit diesem Stück etwas Besonderes vermitteln wollen. Bei dieser „Ciaccona“ handelt es sich um das Duett „Zefiro torna e di soavi accenti“. Neben allen anderen strophischen Texten nach Art des „Scherzo“ basiert sie auf einem Sonett, in dem Ottavio Rinuccini, Hofdichter der Medici und Librettist der ersten Opern der Musikgeschichte, das berühmte Sonett „Zefiro torna e il bel tempo rimena“ von Francesco Petrarca paraphrasierte: Der Frühling kehrt zurück, die Wärme, die Blumen, die Vögel, die Liebe. Doch für ihn, Petrarca, kehrt nur der unstillbare Schmerz über den Tod der geliebten Laura wieder, und all die fröhlichen Tiere und Menschen sind eine Qual für sein verwundetes Herz. Monteverdi hatte dieses Sonett Anfang des 17. Jahrhunderts vertont und den abrupten Wechsel zwischen den Freuden des Frühlings und dem Schmerz des lyrischen Subjekts mit musikalischen Kontrasten von kaum größer vorstellbarer



Sandro Botticellis um 1480 entstandenes, später Primavera genanntes Gemälde nimmt auf dieselben Motive der antiken Mythologie Bezug wie Petrarcas Sonett und später Rinuccinis Petrarca-Paraphrase: Rechts im Bild erscheint Zephyr und stellt der Nymphe Cloris nach. Diese bringt, in Flora verwandelt, die Blumen in die Welt, und der Frühling wird zu einer Zeit der Liebe und der Lebensfreude, die sich im Tanzen auf der bunten Wiese artikuliert.

Schärfe hörbar gemacht. In seiner Paraphrase milderte Rinuccini den Liebesschmerz deutlich ab. Er widmete den Freuden des Frühlings fast das gesamte Gedicht, denn auch der Schmerz des Erzählers rührte nicht vom Tod der Geliebten her, sondern von einer schweren Verliebtheit, die sich in mal jauchzenden, mal betrübten Gefühlen Luft macht: „Hor piango, hor canto“ (mal weine, mal singe ich) sind die letzten Worte dieses Sonetts, in dem der Frühling nicht nur zu spüren, sondern auch und vor allem zu hören ist: Da ist von süßen Tönen, murmelnden Wellen, tanzenden Blumen und dem Echo aus klangvollen Höhlen die Rede. Und das Singen behält das letzte Wort.

Und Monteverdi? Er folgte Rinuccini darin, den Freuden des Lebens den größten Raum in seiner Komposition einzuräumen, und er ging musikalisch noch einen Schritt weiter, indem er den Text mit einem Tanzrhythmus verband, der so ausgelassen und fröhlich

war, wie es die Vokalmusik bis dato nicht gekannt hatte. Die Ciaccona war ein Tanz, der irgendwann gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus Mittelamerika nach Spanien gekommen war und dort große Beliebtheit erlangt hatte, wohl auch deshalb, weil er ungezügelt und lasziv getanzt wurde und mit seinem unbändigen Rhythmus pure Lust verbreitete. Anfang des 17. Jahrhunderts finden sich auch in Italien die ersten Ciaccone in der Instrumentalmusik. Doch es war Monteverdi, der die Idee hatte, diesen Tanzrhythmus als Ostinato unter ein Vokalduetto zu legen, als einen rhythmischen Klangteppich, mit dem die Gesangsstimmen konkurrierten. Gegenüber dem festen Rhythmus der Ciaccona im Instrumentalbass entfacht Monteverdi in den Singstimmen ein wahres Feuerwerk wechselnder, teilweise gegenläufiger Rhythmen, zettelt ein Wettspiel der Akzentverschiebungen an, lässt die Deklamation zwischen 6/4- und 3/2-Takt changieren, bis der Zuhörer fast die Orientierung verliert und

nicht mehr weiß, wo Auftakt und wo Abtakt ist. Mit diesem zweiten „Zefiro torna“ betrat Monteverdi musikalisches Neuland. Die Idee, ein instrumentales Fundament zu konstruieren, das sich nicht in der akkordischen Unterstützung der Singstimme erschöpfte, sondern selbstbewusst neben diese trat und ein eigenes musikalisches Statement abgab, die Idee, mit solchen ostinaten, d.h. wiederkehrenden Floskeln so etwas wie eine musikalische Plattform, einen stabilen Büh-

nenboden aus Rhythmen und Klängen zu errichten, auf dem die Singstimmen frei und individuell agieren konnten, gehört zu den epochemachenden Inspirationen, die die Musikgeschichte Monteverdi verdankt. „Zefiro torna e di soavi accenti“ ist aber mehr als ein kompositorischer Geniestreich. Es ist ein Hohelied auf die Lebenslust, auf den Neuanfang, den jeder Frühling bedeutet, auf die Hoffnung, die Welt der Zukunft möge eine bessere sein. Es ist eine Musik, die zum

Lachen und zum Tanzen einlädt, in der selbst der Liebesschmerz die ausgelassene Fröhlichkeit nur kurz zu trüben vermag und der Tod abwesend ist. Es ist ein Stück komponierter Zuversicht, hörbaren Überschwangs und all jener Daseinsfreude, mit der Monteverdi eine Ahnung von heiler Welt in den musikalischen Alltag zurückholen wollte.

Silke Leopold

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Francesco Petrarca

*Zefiro torna, e 'l bel tempo rimena,
e i fiori et l'erbe, sua dolce famiglia,
et garrir Progne et pianger Philomena,
et primavera candida et vermiglia.*

*Ridono i prati, e 'l ciel si rasserena;
Giove s'allegra di mirar sua figlia;
l'aria et l'acqua et la terra è d'amor piena;
ogni animal d'amar si riconsiglia.*

*Ma per me, lasso, tornano i piú gravi
sospiri, che del cor profondo tragge
quella ch'al ciel se ne portò le chiavi;*

*et cantar augelletti, et fiorir piagge,
e 'n belle donne honeste atti soavi
sono un deserto, et fere aspre et selvagge.*

Zephyr kehrt zurück und bringt die schöne Zeit zurück, / und die Blumen und das Grün, seine süße Familie, / und das Singen der Schwalben und das Weinen der Nachtigall, / und den weißen und roten Frühling. / Es lachen die Wiesen, und der Himmel hellt sich auf, / Zeus freut sich, seine Tochter zu betrachten. / Die Luft und das Wasser und die Erde sind voller Liebe, / jedes Tier nimmt sich wieder vor zu lieben. / Doch für mich Armen kehren die schwersten / Seufzer wieder, die jene aus dem tiefsten Herzen zog, / die die Schlüssel mit sich in den Himmel trug. / Und das Singen der Vögel, und das Blühen der Gestade / Und die sanften Gesten schöner und sitzamer Frauen / Sind eine Wüstenei, und grobe und wilde Bestien.

Ottavio Rinuccini

*Zefiro torna, e di soavi accenti
l'aer fa grato, e' il pié discioglie a l'onde,
e mormorando tra le verdi fronde,
fa danzar al bel suon sul prato i fiori.*

*Inghirlandato il crin Fillide, e Clori
note tempran d'amor care, e gioconde,
e da monti, e da valli ime, e profonde
raddoppian l'armonia gli antri canori.*

*Sorge piú vaga in ciel l'Aurora, il Sole
sparge piú lucid' or, piú puro argento
fregia di Teti il bel ceruleo manto.*

*Sol io, per selve abbandonate, e sole,
l'ardor di due belli occhi e' il mio tormento,
come vuol mia ventura hor piango hor canto.*

Zephyr kehrt zurück und macht mit süßen Tönen / die Luft angenehm und löst den Wellen den Fuß, / und murmelnd zwischen dem grünen Laub / lässt er zum schönen Klang auf der Wiese die Blumen tanzen. / Mit bekränztem Haar stimmen Filli und Clori / angenehme und heitere Laute der Liebe an. / Und von den Bergen und den dunklen und tiefen Tälern / verdoppeln die tönenden Höhlen den Klang. / Die Morgenröte steigt lieblicher in den Himmel, die Sonne / gießt glänzenderes Gold, reineres Silber / schmückt Tetis schönen blauen Mantel. / Nur ich, in leeren, einsamen Wäldern, / beweine und besinge das Feuer zweier schöner Augen und meine Qual, / wie es mein Schicksal will.

Claudio Monteverdi, *Zefiro torna*, aus:

Monteverdi, *Il combattimento di Trancredi e Clorinda*, *Madrigali guerrieri ed amorosi*, Les Arts Florissants, William Christie

YouTube-Video:

www.youtube.com/watch?v=85tCzdRt6UE



Im Titelblatt der *Scherzi musicali* von 1632 wird Monteverdi zum ersten Mal als Geistlicher („Reverendo Signore“, abgekürzt R.do Sig.r) bezeichnet. Darüber hinaus erwähnt der Titel die Ciaccona gesondert und macht auf diese Weise deutlich, dass sie als etwas Besonderes verstanden werden soll.

Der Beginn der Ciaccona in den *Scherzi musicali* mit dem markanten Ostinatomotiv im Bass.

Dokumentation des nepalischen Kulturerbes um sechs Jahre verlängert

Die gemeinnützige britische Stiftung Arcadia¹ hat fast 2,5 Millionen Euro für das Nepal Heritage Documentation Project (NHDP) bereitgestellt. Mit dieser Förderung wird das Projekt nun über seine Pilotphase (2018-2020) hinaus für sechs weitere Jahre und insgesamt 3,3 Millionen Euro finanziert und ausgeweitet, um gefährdete historische Denkmäler im Kathmandutal zu dokumentieren. Verantwortlich für das NHDP, eine Zusammenarbeit zwischen der Universität und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, sind Christiane Brosius, Professorin für Visuelle und Medienanthropologie, und unser Mitglied Axel Michaels, Seniorprofessor für Klassische Indologie, beide an der Universität Heidelberg.

Das NHDP erstellt digitale Aufzeichnungen der gefährdeten historischen Denkmäler Nepals. Dazu gehören Tempel, Klöster, Paläste und andere historische Gebäude. Es ist das erste Projekt, das diese Denkmäler umfassend erfasst, fotografiert, beschreibt und analysiert und die Aufzeichnungen in einer frei zugänglichen Datenbank zur Verfügung stellt. Mit der neuen Förderung wird die Arbeit im Kathmandutal fortgesetzt und auf West-Nepal und andere Orte ausgedehnt, die kulturell und historisch mit dem Kathmandutal verbunden sind. Ziel des Projekts ist die Dokumentation und Inventarisierung von mehr als 2.000 Monumenten, 2.500 Inschriften und 8.000 Objekten sowie des einzigartigen immateriellen Kulturerbes, das mit den Denkmälern verbunden ist: Rituale, Feste und andere soziale und religiöse Ereignisse und Praktiken. Das Projekt wird sich auch auf die durch Erdbeben und städtischen Wandel gefährdeten Monumente konzentrieren, die bisher noch nicht gründlich dokumentiert wurden. Derartige Initiativen haben bereits eine wichtige Rolle gespielt, zum Beispiel beim Wiederaufbau von Kulturgütern nach den verheerenden Erdbeben von 2015.

Die aus der Dokumentation resultierenden Daten werden in das Digital Archive of Nepalese Arts and Architecture (DANAM) und in die Bilddatenbank der Universitätsbibliothek Heidelberg, HeidICON, aufgenommen. In der Heidelberger Akademie kooperiert das Projekt mit der Forschungsstelle „Religions- und rechtsgeschichtliche Quellen des vormodernen Nepal“, dessen Quellen oft auf die Monumente Bezug nehmen.

Das Team in Deutschland und Nepal besteht aus rund 20 Experten aus den Bereichen Geschichte, Architektur, Ethnologie, Indologie und Heritage Management. IT-Spezialisten sorgen für ein qualitativ hochwertiges Datenmanagement. Mit dem Hauptsitz am Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien (HCTS) arbeitet das Projekt neben der Universitätsbibliothek Heidelberg auch mit dem Institut für Raumbezogene Informations- und Messtechnik der Fachhochschule Mainz zusammen. In Nepal kooperiert das NHDP mit der Saraf Foundation for Himalayan Traditions and Culture, der Abteilung für Archäologie der nepalischen Regierung, dem Kathmandu Valley Preservation Trust, der UNESCO Nepal und anderen Partnern.



Das buddhistische Pilaché Cidham Kloster in Patan vor und nach dem Erdbeben 2015

Der Generaldirektor der Abteilung für Archäologie in Nepal, Damodar Gautam, begrüßt das NHDP: „Such a detailed documentation will stand as a landmark not only for the preservation of potentially threatened cultural heritage but also for handing down the knowledge of the rich and extraordinary heritage to future generations, especially in and of Nepal.“

Christiane Brosius
Universität Heidelberg

Axel Michaels
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

¹ Arcadia ist ein gemeinnütziger Fonds von Lisbet Rausing und Peter Baldwin. Er unterstützt Wohltätigkeitsorganisationen und wissenschaftliche Einrichtungen, die das kulturelle Erbe und die Umwelt erhalten. Arcadia unterstützt Projekte, die den open access fördern. Alle seine Bewilligungen werden unter der Bedingung vergeben, dass die produzierten Materialien kostenlos online zur Verfügung gestellt werden. Seit 2002 hat Arcadia mehr als 678 Millionen US-Dollar für Projekte auf der ganzen Welt vergeben.

Verantwortliche Künstliche Intelligenz

Die Baden-Württemberg Stiftung hat ein Forschungsprogramm „Verantwortliche Künstliche Intelligenz“ ins Leben gerufen, das in enger Kooperation von einem Expertengremium der Heidelberger Akademie der Wissenschaften begleitet wird. Im Rahmen dieses Programmes wurden nun zehn neue Projekte in Baden-Württemberg bewilligt und werden mit insgesamt vier Millionen Euro gefördert.

Das Themenspektrum der Projekte ist sehr breit aufgestellt. Es werden Antworten auf die Frage gesucht, wie eine ethische und gemeinwohlorientierte Nutzung von KI gestaltet werden muss. Darüber hinaus sollen in enger Zusammenarbeit von Technik-, Sozial- und/oder Geisteswissenschaften konkrete Lösungswege für einen sozialverträglichen Einsatz von KI-Technologien erforscht und entwickelt werden.

Eine Auflistung der Projekte finden Sie auf der Seite der Baden-Württemberg Stiftung als PDF unter:

www.bwstiftung.de/uploads/tx_news/PM20-04_Neue-KI-Projekte_allg.pdf

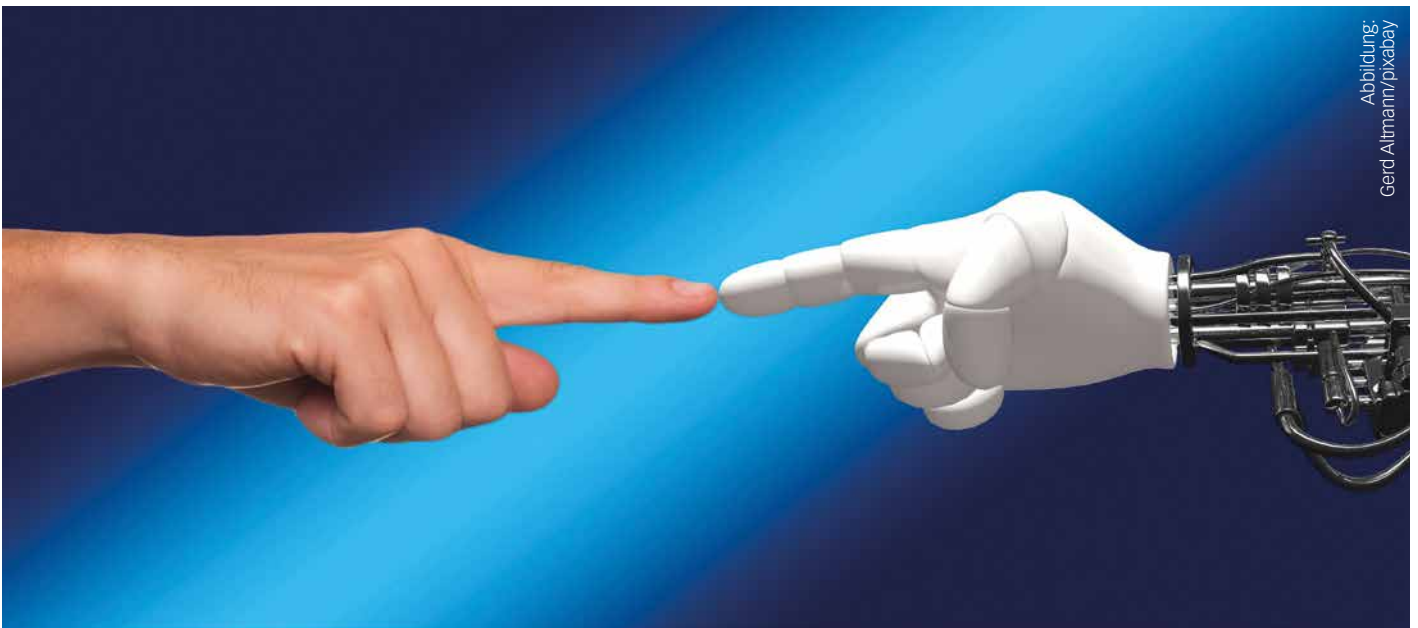


Abbildung:
Gerd Altmann/pixabay

Heidelberger Akademie der Wissenschaften beteiligt an Konsortium der NFDI

Konsortium entwickelt die notwendige Dateninfrastruktur, um Genomdaten besser nutzen zu können

Die nationale Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) soll die Datenbestände von Wissenschaft und Forschung systematisch erschließen, nachhaltig sichern und zugänglich machen sowie (inter-)national vernetzen. Nach Förderempfehlung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) haben Bund und Länder in der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz (GWK) insgesamt neun Konsortien der NFDI zur Förderung ausgewählt. Bund und Länder stellen dafür bis 2028 jährlich bis zu 90 Millionen Euro bereit.

Zusammen mit dem DKFZ ist die Heidelberger Akademie der Wissenschaften Mitantragstellerin des Konsortiums „Deutsches Genom-Phänom Archiv (GHGA)“. Co-Sprecherin ist die Akademiekollegiatin Dr. iur. Fruzsina Molnár-Gábor, die erst kürzlich mit dem Heinz Maier-Leibnitz-Preis 2020 für ihre herausragenden wissenschaftlichen Leistungen ausgezeichnet wurde. Die Aufgabe der Juristin wird vor allem darin bestehen, den ethisch-rechtlichen Rahmen zu entwickeln.

„Genomische Analysen werden seit einiger Zeit vermehrt eingesetzt, um die genetischen Ursachen von seltenen Krankheiten zu entschlüsseln. Die sensiblen Genomdaten bestmöglich zu nutzen und sie Forschenden in Deutschland und darüber hinaus auch der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft verfügbar zu machen, und dabei gleichzeitig die Persönlichkeitsrechte der Patienten zu wahren, ist das Ziel des neu etablierten Konsortiums 'Deutsches Genom-Phänom Archiv',“ umschreibt das DKFZ die Zielsetzung.

Woran arbeiten Sie gerade, Graf Kielmansegg?

Es ist jetzt fast ein Vierteljahrhundert her, dass ich, zwei Jahre nach meiner Zuwahl, meinen ersten wissenschaftlichen Vortrag in der Akademie hielt. Sein Thema: „Demokratie und Gemeinwohl“. Damals war „Gemeinwohl“ jedenfalls in der Politikwissenschaft immer noch eher ein Unwort und ein Nicht-Thema. Wenn „Gemeinwohl“ und „Demokratie“ zueinander in Beziehung gesetzt wurden, dann allenfalls in der Aussage, in der Demokratie sei allein der demokratische Modus der Politik das Gemeinwohl, alles andere sei offen. Dem stellte der Vortrag die These entgegen, auch die Demokratie bedürfe der regulativen Idee eines nicht nur prozedural definierten Gemeinwohls. Etwas anders formuliert: Auch der demokratische Modus der Politik müsse sich die Frage gefallen lassen, welche Ergebnisse er hervorbringt.

Damals war die Veröffentlichung der Vorträge in der einschlägigen Reihe der Akademie noch üblicher als sie es heute ist. Trotzdem kam es nicht dazu. Ich zögerte, das Vortragsmanuskript zum Druck zu geben, weil mich der Argumentationsgang noch nicht

völlig überzeugte. Andere Aufgaben aber – ich war in den neunziger Jahren mit dem Buch „Nach der Katastrophe“ beschäftigt – ließen mir nicht die Zeit, mir das Gemeinwohl-Thema ein zweites Mal ernsthaft vorzunehmen.

Zwei Jahrzehnte vergingen, Jahrzehnte, in denen das Gemeinwohl – Begriff und Sache – eine erstaunliche Renaissance erlebte. Es kehrte in die Politikwissenschaft zurück – übrigens hatte die Berlin-Brandenburgische Akademie mit einer Arbeitsgruppe an dieser Renaissance einen gewichtigen Anteil. Es bedurfte jetzt nur noch der Gründung der Heidelberger Akademischen Bibliothek, zu der ich als Mitherausgeber natürlich möglichst rasch etwas beitragen wollte, um mich an den abgebrochenen Versuch aus den neunziger Jahren zu erinnern.

Aber in dem Maße, in dem ich mich in das Thema von neuem einarbeitete, wurde mir klar: Es war Zeit für eine neue Fragestellung. Alle Welt war jetzt beschäftigt mit den Herausforderungen, vor denen die Menschheit als ganze steht: den globalen Wanderungs-

bewegungen aus den Elends- in die Wohlstandsregionen dieser Erde; der Erderwärmung; der fortschreitenden Zerstörung der Umwelt. Musste die traditionell ganz und gar auf klar umgrenzte, partikulare Gemeinwohlgemeinschaften – die Stadt, den Staat – ausgerichtete Gemeinwohlflexion diese Herausforderungen nicht aufnehmen? Musste sie vielleicht gar „runderneuert“ werden? Zählte jetzt plötzlich nur noch das globale Wohl, ein Menschheitsgemeinwohl? Aber wie ließ sich das Menschheitsgemeinwohl zur Demokratie in Beziehung setzen, da doch die Menschheit politisch allenfalls höchst rudimentär, jedenfalls nicht demokratisch verfasst ist und verfasst sein kann?

Die neue Fragestellung hat sich in einem neuen Titel niedergeschlagen. „Gemeinwohl und Weltverantwortung“ heißt der für die Heidelberger Akademische Bibliothek bestimmte Essay, an dem ich seit einigen Monaten arbeite. Er fragt, ob und wie das Recht partikularer Gemeinwesen, ihr eigenes Wohl zu verfolgen, und ihre Pflicht, Mitverantwortung für die „Welt“ zu überneh-



Reichstagsgebäude in Berlin

Foto: Norbert Aeppli

men, zusammengedacht werden können. Dabei hat sich der Zweifel daran, dass Gemeinwohl in Zeiten eines weit ausgefächerten weltanschaulichen Pluralismus noch eine Kategorie sei, mit der man sinnvoll arbeiten könne, nicht erledigt. Er muss erörtert werden. Erst wenn er ausgeräumt ist, taucht die Frage nach den Besonderheiten einer demokratiegemäßen Gemeinwohlkonzeption auf. Haben in der Demokratie tatsächlich nur noch die Regeln, nach denen allgemeinverbindliche Entscheidungen getroffen werden, Gemeinwohlqualität, weil alles andere kontrovers ist und kontrovers sein sollte? Im dritten Argumentationsschritt kann die Kernfrage gestellt werden: Um wessen Wohl geht es eigentlich,

wenn wir vom Gemeinwohl reden? Es fällt auf, dass auch die neuere Diskussion sich weithin damit begnügt, die Frage gleichsam aufzulisten, ohne sich ernsthaft an die Aufgabe einer systematischen Beantwortung zu machen. Ein solcher Versuch – so jedenfalls sehe ich es – kann einerseits nicht ignorieren, dass die Idee des Gemeinwohls konstitutiv auf ein umgrenztes, sich selbst regierendes Gemeinwesen bezogen ist, und darf andererseits nicht bei der Einsicht in diesen Zusammenhang stehen bleiben. Am Ende zeigt sich – nicht überraschend: Ein vernünftiger Ausgleich zwischen dem legitimen auf das eigene Gemeinwesen ausgerichteten Gemeinwohlstreben und externen Belangen, die einen begründeten

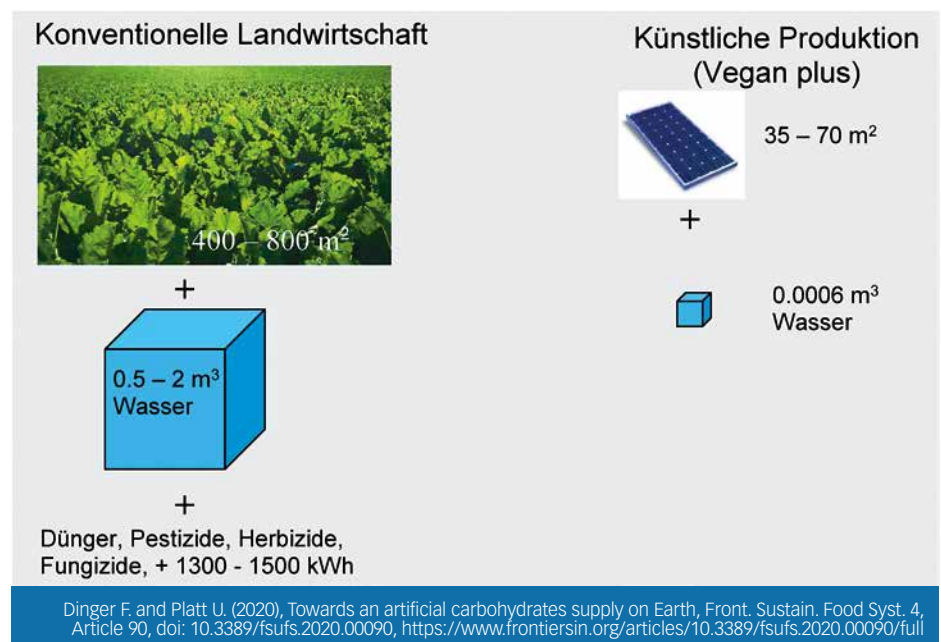
Anspruch auf Berücksichtigung geltend machen können, ist nur durch Abwägung von Fall zu Fall zu finden. Es lag für mich nahe, den Essay mit einem Kapitel zu beschließen, das sich an einer solchen Abwägung mindestens für einen bedeutsamen Fall beispielhaft versucht. Die Frage, wie offen Grenzen sein sollten, hat sich in den letzten Jahren vielen Demokratien dramatisch gestellt. Sie stellt sich weiter. Es ist eine Jahrhundertfrage. Sie drängt sich für einen exemplarischen Abwägungsversuch geradezu auf.

Peter Graf Kielmansegg
Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Künstliche Kohlenhydrate

Ein Problem unserer Zeit ist die Sicherstellung der Ernährung einer stetig wachsenden Weltbevölkerung auf nachhaltige und umweltschonende Weise. Die konventionelle Landwirtschaft ist in einer Sackgasse, sie kann – trotz aller Erfolge – nicht ohne enorme Umweltbelastung wie Landverbrauch, Wasserverbrauch, Anwendung von Pestiziden, Herbiziden und Fungiziden und großer Mengen von künstlichem Dünger betrieben werden. Einen Ausweg aus dieser kommenden Krise bietet die künstliche Herstellung von Nahrungsmitteln aus Luft, Wasser und erneuerbarer Energie oder, kurz gesagt, auf die gleiche Weise, wie auch Pflanzen arbeiten.

In einer Studie (Dinger und Platt 2020) zeigen Wissenschaftler des Institutes für Umweltphysik, dass die künstliche Herstellung von Zucker mit heutiger Technologie ohne weiteres möglich ist. Der künstliche Zucker ist chemisch identisch zum Rübenzucker. Diese Technologie kann auch für die künstliche Herstellung anderer Kohlenhydrate (z.B. von Stärke) weiterentwickelt werden, dann könnte über die Hälfte unseres Kalorienbedarfs durch künstliche Lebensmittel gedeckt werden.



Diese 'vegan plus' Methode hat viele Vorteile gegenüber konventioneller Landwirtschaft:

- weniger als ein Zehntel des Flächenbedarfs für die gleiche Produktion
- weniger als ein Tausendstel des Wasserbedarfs
- keine Pflanzenschutzmittel oder Dünger werden gebraucht
- wetterunabhängige Produktion
- vergleichbare Kosten
- keine Lebewesen werden getötet

Die freiwerdende Fläche (in Deutschland knapp 4000 Quadratkilometer, ca. 1,1 % der Gesamtfläche) könnte für Landschaftsschutzgebiete und damit als Beitrag zur Wiederherstellung der Artenvielfalt genutzt werden.

Florian Dinger
Universität Heidelberg

Ulrich Platt
Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

**Es kann mitunter anstrengend sein, eine Heile Welt entstehen zu lassen.
Mit Hesiod: „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt“.**

32 Jahre Kommissionsvorsitz – ein Rückblick

Wenn jemand während 32 Jahren zwei Projekt-Kommissionen vorsitzt, ist das wohl ein rekordverdächtiges Ereignis. Es erlaubt einen interessanten Einblick in die jüngere Wissenschaftsgeschichte. Zugleich wird deutlich, dass der Vorsitzende einer Kommission nicht everybody's darling sein kann, soll ein Unternehmen, wie in beiden vorliegenden Fällen geschehen, erfolgreich abgeschlossen werden. – Das eine Projekt, *Dictionnaire onomasiologique de l'ancien occitan / Dictionnaire onomasiologique de l'ancien gascon*, DAO und DAG, dürfte Kurt Baldinger gleich nach seiner Berufung nach Heidelberg bzw. nach der Berufung in die Akademie mit 39 Jahren 1958 begründet haben. Das andere Projekt, *Dictionnaire étymologique de l'ancien français* (DEAF) wurde später, in Kanada, ins Leben gerufen und bis 1974 von der Provinz Québec finanziert. Beide waren dann in der Langzeit-Förderung durch den Bund und die Länder (BLK, später GWK).

Ende der 80er Jahre des vergangenen Jh.s legte der Geldgeber freilich Wert darauf, dass Projektleitung und Vorsitz der begleitenden Kommissionen nicht in einer Hand liegen sollten (bisher Kurt Baldinger). So kam das oM der Akademie Wolfgang Raible 1988, gleichsam über Nacht, zu einem doppelten Vorsitz. Da der Vorsitzende die Protokolle anfangs schon in der Sitzung diktierte, spätestens im Zug nach Freiburg verfasste und am nächsten Tag den Betroffenen zusandte, gibt es eine sehr verlässliche, seit 1992 digitale Dokumentation dieser entsagungsvollen Tätigkeit im Dienst der Heidelberger Akademie.

Zunächst zum DEAF. Es hat zwei Besonderheiten: Als etymologisches Wörterbuch ist es nach Wortfamilien gegliedert – ein einziges Etymon kann durch Suffigierung, Präfigierung, Komposition an ganz verschiedenen Stellen im Alphabet relevant werden. Und im Gegensatz zu den vorhandenen Wörterbüchern des Altfranzösischen, die auf literarischen Texten basieren, umfasst das DEAF im Prinzip *alle* Texte bis etwa 1350,

bildet also eine wesentlich breitere Textbasis ab. Da es sich um die (neben Mittellatein) Wissenschaftssprache der Zeit handelt, ist dies eines der besonderen Merkmale.

DAO/DAG waren, *de facto* von Anfang an, ein Ein-Mann- (bzw. eine-Frau-) Unternehmen mit einem unglaublichen Arbeitsspektrum: Die exzerpierten und in Zettelkästen thesaurierten Belege aus den in Rede stehenden Sprachen sollten auf das onomasiologische System von Rudolf Hallig [1902-1964] und des Baldinger-Lehrers Walther von Wartburg [1888-1971] abgebildet werden. Und da dieses Begriffssystem bekanntlich die ganze Welt und das Universum erfassen soll, war ein von den Ausgangs-Parametern her gegebenes Ende der Arbeit schwerlich abzusehen.

Die Kommissionen waren anfangs recht klein: Kurt Baldinger [1919-2007]; Georges Straka [1910-1993], korrM HAdW, oProf Strasbourg, hatte Deutschland im Konzentrationslager Buchenwald erlebt; das oM der HAdW Klaus Heger, oProf in HD [1927-1993]; das korrM HAdW und oM Mainz Max Pfister, oProf Uni Saarbrücken [1932-2017]; Jean-Pierre Chambon, oProf Sorbonne und Gilles Roques, UNancy. Der Kommissionsvorsitzende versuchte aus praktischen Gründen die Besetzung der Kommissionen einander anzunähern. Nach dem Tod von Straka und Heger wurden sie sukzessive ergänzt und erweitert. Ziel war es, die weltweit besten VertreterInnen des Fachs einzubinden.

DEAF – ein Projekt muss sich neu erfinden

Die Arbeit der Kommission für das DEAF lässt sich in drei Phasen einteilen. 1990-2003: Ständiges Bemühen, den Publikationsrhythmus der Faszikel zu erhöhen. Die Devise lautete „ein druckfertiger Faszikel von 96 Seiten pro Jahr, anzustreben drei Faszikel alle zwei Jahre“. Der erste Teil des Wunschs ließ sich dann eine Zeit lang reali-

sieren. Der Kommissionsvorsitzende sprach nämlich unverblümt davon, er würde die Finanzierung eines Projekts, das im bisherigen Tempo schätzungsweise noch 150 Jahre dauern würde, sofort einstellen. (Das stand natürlich nie in den Protokollen.)

Phase 2004-2010: 2002 wurde zum siebenten Mal in Folge ein druckreifer Faszikel vorgelegt. 2003 war die Serie dann zu Ende, 2004 bedeutete eine Zäsur. – Wegen der Sprachkompetenz einiger Mitglieder war die Verhandlungssprache der Kommission Französisch. Wohl auch deshalb erfreute sie sich nie des Besuchs, sei es des jeweiligen Sekretars, sei es der Wissenschaftsreferentin. 2004 hieß der Sekretar Volker Sellin, Spezialist u.a. für französische Geschichte. Während seines Besuchs kam es zu einem (vom Kommissionsvorsitzenden bewusst provozierten) Eklat. Er hatte bei der Vorbereitung der Sitzung bemerkt, dass eine größere Zahl von Seiten, die 2003 als druckfertig präsentiert worden waren, in der Tranche für 2004 in erweiterter Form erneut auftauchten. 2003 war also kein druckfertiger Faszikel vorgelegt worden. Der Kommissionspräsident kündigte seinen Rücktritt an und bat den Sekretar, die Leitung der Sitzung zu übernehmen. Der wehrte sich „mit Händen und Füßen“ gegen das Ansinnen, der Vorsitzende musste *nolens volens* weiter machen. Der Preis für den Weckruf: Das Ansehen des Projekts bei der Akademieleitung sank für einige Zeit auf einen Tiefpunkt. 2007 trat der Leiter der Arbeitsstelle seit den Zeiten von Québec, Frankwalt Möhren, in den Ruhestand. Sein Nachfolger als Leiter wurde Thomas Städtler, der sich inzwischen in Nancy habilitiert hatte und an die Universität Freiburg umhabilitieren ließ. An die Stelle Städtlers trat die Neuerwerbung Dr. Marc Kiwitt mit besonderer Kompetenz in Französisch und Semistik. 2013 fand er eine Stelle in der Administration der EU und unterstrich damit die Polyfunktionalität von Kulturwissenschaftlern. Seine Stelle wurde dann auf zwei Doktorandinnen Städtlers aufgeteilt.

Die Jahre bis einschließlich 2009 blieben aber eine unruhige Zeit, in der das Projekt sich neu erfinden musste. Das Stichwort lautete 'Digitalisierung'. Sie war von der GWK schon angemahnt worden. Vom damaligen Geschäftsführer der Akademie, einem erklärten Feind jeglicher Digitalisierung, war keine Unterstützung zu erwarten. Wohlwollen gab es von Seiten des Präsidenten Peter Graf Kielmansegg, der allerdings lange Zeit in Bologna weilte. Entscheidend war hier ein Akademiemitglied aus der Math.-nat. Klasse, Gerhard Krüger [1933-2013] vom KIT, der als einer der 'Väter der deutschen Informatik' gilt. Er vermittelte in zwei Richtungen: Zum einen weckte er das Interesse seines Kollegen Peter C. Lockemann vom 'Institut für Programmstrukturen und Datenorganisation' und seiner Mitarbeiter; zum anderen machte er eine Mit-Finanzierung durch die Schroff-Stiftungen in Karlsruhe möglich. Auf diese Weise entstand bis Ende 2009 „unter rollendem Rad“ ein elektronisches Redaktionssystem, das genau den Workflow des DEAF abbildet, und zwar ohne kostenpflichtige proprietäre Komponenten (also "open source"). Es verarbeitet die digitalisierten Fichen, produziert fertige Lexikon-Artikel: als DEAFplus eine Druckversion und eine völlig identische Internetversion. Es gibt jedoch als DEAFpré eine digitale Version der Fichen, die nicht oder noch nicht zu Langartikeln verarbeitet wurden. Das gesamte Material der Zettelkästen, also Millionen von Fichen, wurde so digital erfasst und damit zugänglich und abfragbar.

Das Redaktionssystem wurde am 2. Juli 2010 in Anwesenheit u.a. von Gerhard Krüger, Peter C. Lockemann und diverser Mitarbeiter (René Witte, damals schon Professor in Kanada, Conny Kühne) sowie natürlich des damaligen Akademiepräsidenten Hermann Hahn der Öffentlichkeit vorgestellt. Es versteht sich, dass auch die Rolle der DEAF-Redaktorin Dr. Sabine Tittel als Vermittlerin zwischen den Informatikern und den Anwendern gewürdigt wurde.

Phase 2010-2020: Es wurde sogleich eine neue Möglichkeit genutzt, die Textbasis des DEAF in Form einer Win-win-Situation zu

erweitern. Das Kommissionsmitglied Martin Glessgen betreibt in Zürich das Projekt *DocLing*, die Digitalisierung von einigen Tausend französischen Urkunden, die über ein Interface, um das sich vor allem Sabine Tittel bemüht hat, mit dem Redaktionssystem verbunden sind. Der DEAFpré wird um den Wortschatz der Administration des 13. Jh.s bereichert, der bisher kaum vertreten war, und *DocLing* wird mitsamt seinen digitalisierten Urkundentexten im Rahmen eines übergreifenden altfranzösischen Wörterbuchs online erreichbar. – Es wurde weiterhin an beiden Fronten gearbeitet, bei der Digitalisierung der Fichen (die größtenteils von Amanuenses geleistet werden konnte) und am DEAFplus.



Gleichzeitig wurde versucht, anhand der völligen Neuerfindung des Projekts das Projektende, das die GWK unbarmherzig zuletzt von 2025 auf 2017 zurückgesetzt hatte, zu verschieben. Es gab eine Reihe von –zu Recht *exzellent* ausgefallenen– Evaluationen des Projekts. Die Möglichkeit einer weiteren Verlängerung über 2017 hinaus wurde jedoch von allen befragten Auguren kategorisch ausgeschlossen. Allerdings geschah dann doch noch das unerwartete Wunder: es wurden weitere drei Jahre, also bis Ende 2020 zugestanden, damit das „Schwarze Loch“ der französischen Etymologie, die Buchstaben D und E, gefüllt werden könne.

Gesamteinschätzung: Ein Projekt, das nach menschlichem Ermessen mit seinen erst zwei, dann drei, später dreieinhalb und z.T. sogar vier Stellen, nie in schicklicher Zeit hätte beendet werden können, ist in einer Win-win-Situation, in der es sich neu erfunden

hat, zu einem guten Ende gekommen: 'All's well that ends well'. Der Ordnung nach Wortfeldern war es zu danken, dass jedem größeren gedruckten Faszikel ein alphabetischer Index beigegeben werden musste. In einem digitalisierten Text sucht man nach den Wortformen, die lästige Indexsuche entfällt. Ein beträchtlicher Teil der Wörterbuch- 'Strecke' D bis K ist in Langartikeln 'tief' bearbeitet worden und existiert auch in Papierform. Dank des Wortfeld-Prinzips sind dabei viele Wörter aus den Strecken A-C und L-Z schon erfasst.

Frankwalt Möhren, der unentgeltlich am DEAF weitergearbeitet hat, hat in Frankreich die höchstmöglichen wissenschaftlichen Ehrungen erfahren. Das von ihm sukzessive geschaffene, Hunderte von Seiten starke, auch in Buchform vorliegende *Complément bibliographique* enthält die Quellenangaben zu sämtlichen Texten der Epoche zusammen mit den Siglen, die auf sie verweisen. Weltweit wird darauf verlinkt. Es ist ebenso unentbehrlich für die Mittelalter-Forschung wie die *Regesta Imperii* der Mainzer Akademie.

Die anderen Mitglieder der Redaktion (neben Tittel noch Stephen Dörr, Maud Becker) genießen ebenfalls

höchstes wissenschaftliches Ansehen als Vertreter der historischen Lexikographie, die wohl eine deutsche Spezialität ist, und sind zugleich Kenner der IT geworden (Habilitation von Sabine Tittel im Bereich *digital humanities*). Vor allem aber ist *das gesamte verzettelte Material* des DEAF als lexikalische Informationsquelle erschlossen. Es könnte online jederzeit weiter zu Langartikeln verarbeitet werden und muss nicht als 'gesunkenes Kulturgut' allenfalls in Schubladen verstauben. Allerdings müssen Digitalia permanent gepflegt werden. Sonst wäre ihre Erarbeitung doch letztlich, um mit einem weiteren Shakespeare-Titel zu sprechen, „verlorene Liebesmüh“.

Projekt DAO/DAG – sinnvolle Beschränkung und digitaler Ausgriff

Das Unternehmen kennt drei Phasen. Bis 2005, 2005 bis 2011 und nach 2011. – In der Phase bis 2005 gab es zunächst eine Ab-

folge von verschiedenen mit der Arbeit betrauten WissenschaftlerInnen. Auf Dr. Inge Popelar folgte 1992 Dr. Bernhard Henschel. Als dieser Ende 1995 in den Ruhestand trat, wurde er 1996 ersetzt durch Dr. Nicoline Hörsch (nach ihrer Heirat Nicoline Winkler). Auch Henschel war Baldinger-Schüler; der Kommissionsvorsitzende hatte ihn bei der Evaluierung der einstigen Akademien der ehemaligen DDR im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft vorgefunden und nach Heidelberg verpflichtet. – Die jährlichen Sitzungen der Kommission verliefen in aller Regel ruhig, entspannt und friedlich. Es wurden in drei Serien Faszikel produziert – DAO, DAG, DAOsuppl. Ein Dauerproblem war freilich das *complément bibliographique*: Was nützt ein Wörterbuch, wenn man die verwendeten Siglen nicht auflösen kann? Thematisiert wurde der Punkt erstmals 1997. Man bräuchte dazu, so wurde festgestellt, eine eigene wissenschaftliche Hilfskraft und die Zusammenarbeit mit dem DOM in München, dessen Leiter Wolf-Dieter Stempel Mitglied der Kommission geworden war. Das DOM ist zwar ein semasiologisches Wörterbuch des Okzitanischen, die Quellen sind jedoch logischerweise weitgehend dieselben.

Zu seinem 80. Geburtstag im Jahr 1999 erhielt Baldinger als Geschenk ein vor allem von Max Pfister erstelltes *complément bibliographique*, das die –teils übereinstimmenden, häufiger unterschiedlichen– Siglen des DAO und des DOM mit ihrer jeweiligen Auflösung enthält (es ging also nur um die altokzitanische Facette des Projekts, nicht um die altgaskognische). Des alleinigen 'Sitzens im Gehäus' müde, trat Nicoline Winkler in jenem Jahr einen Teil ihrer Stelle an eine Baldinger-Schülerin ab, Tiana Shabafrouz. Aus Gesundheitsgründen zog sich Baldinger aus dem aktiven Geschäft zurück.

Der Anstoß zu einer Neuorientierung kam 2005 vor allem von zwei Kommissionsmitgliedern, die sowohl den perfekten Durchblick in der Sache als auch den Weitblick auf das in begrenzter Zeit Realisierbare hatten: Jean-Pierre Chambon und Max Pfister. Inskünftig solle das Projekt sich (1) auf das Altgaskognische beschränken, weil da von der Forschungssituation her das größte Desiderat vorliege. (2) Als *terminus post quem non* wurde 1300 festgelegt. Das zu

bearbeitende onomasiologische Feld solle (3) der Mensch und seine soziale bzw. Arbeitsumgebung werden. Die Notwendigkeit (4) eines *complément bibliographique* für das Altgaskognische wurde unterstrichen. Interessanterweise wurde das Projekt damit gleichzeitig auf die ursprüngliche Konzeption von Baldinger reduziert. Die Kommissionsmitglieder Jean-Pierre Chambon (Paris), Jean-Paul Chauveau (Nancy) und Thomas T. Field (Baltimore) waren bereit, das Vorhaben als *conseillers scientifiques* zu unterstützen.

Das Präsidium der Akademie stellte 2009, nach einem Besuch der Arbeitsstelle durch den damaligen Sekretar Gerd Theißen, zunächst auf zwei Jahre befristet eine 1/4 Stelle zur Verfügung, auf der Frau Dr. Petra Burckhardt, auch sie Baldinger-Schülerin, die Bibliographie zum DAG erarbeiten sollte. – Als Restlaufzeit hatte die GWK, als positive Folge der Neuorientierung des Projekts von 2005, schon 2007 die Zeit bis 2020 gewährt.

Die dritte Phase des Projekts, verbunden mit dem Namen Martin-Dietrich Glessgen, beginnt 2011 damit, dass die GWK nun auch bei kleinster Personalausstattung eines Projekts einen Arbeitsstellenleiter bestimmt haben wollte. Glessgen übernahm dankenswerterweise diese Aufgabe. So wie sich das DEAF nach Fertigstellung des elektronischen Redaktionssystems neu erfand, sollte nun auch beim DAG im Rahmen einer (Retro-)Digitalisierung das System des DEAF genutzt werden. Glessgen arbeitete zusammen mit Sabine Tittel vom DEAF ein umfassendes Konzept aus. Es benützt die Struktur des vorhandenen Redaktionssystems und erlaubt die Aufnahme der offenbar durch Kurt Baldinger und seine Hilfskräfte (darunter ein späteres Kommissionsmitglied, Lothar Wolf [1938-2012]) sehr weitsichtig und qualitativ sehr gut angelegten Zettelkästen auch jenseits der eigentlichen, von Chambon gesetzten Zeitgrenze des DAG (Erfassen von ca. 200.000 Fichen). Weil die digitalisierten Fichen *in nuce* Lexikonartikel sind, wurde die Vision eines *semasiologischen altgaskognischen Wörterbuchs* eröffnet.

Die traditionelle onomasiologische Komponente wurde parallel von Nicoline Winkler weiterverfolgt, die sich inzwischen aus

persönlichen Gründen auf eine 1/4 Stelle beschränkt hat. Sie wird ihre –immer sehr gute– Arbeit 2020 mit dem komplett bearbeiteten Landwirtschaftssektor abschließen. Dadurch, dass mit vollen Kräften und allen verfügbaren Mitteln und Personen, auch von Zürich aus (dort ist Glessgen Ordinarius), an der Digitalisierung gearbeitet wurde, stellte sich in der Kommissionssitzung am 12. Februar 2020 freilich erneut das Problem des *complément bibliographique* für das DAG... Bis zum Projektende 2021 (Auslauffinanzierung) sollte das Opus freilich vorliegen.

Gesamtwertung: Ein nach der Konzeption, in der es vom Kommissionsvorsitzenden Ende der 80er Jahre des 20. Jh.s übernommen wurde, potentiell nie endendes Projekt (Abbildung des Wortschatzes des Altokzitanischen und des Altgaskognischen auf ein Begriffssystem) wurde in zwei Schritten umgestaltet: Zunächst 2005 durch die Beschränkung auf das Altgaskognische mit einer Zeitgrenze bis 1300. Erarbeitet werden sollte von nun an nur noch das (höchst interessante) Wortfeld um den Menschen und seine soziale Umgebung. Hier war der Durch- und Weitblick von Jean-Pierre Chambon entscheidend.

Der zweite Schritt ist mit dem Namen Martin Glessgen verbunden. Er übertrug die Neuerfindung des DEAF nach 2009 auf das DAG: Sehr wertvolles, gut verzetteltes Material zum Altgaskognischen wurde aus den Kästen befreit und steht nun als Digitalisat zur Verfügung. Dabei wurde freilich der von Chambon gesetzte *terminus post quem non* gegenstandslos. Dies im Rahmen eines (auch von Chambon nachträglich akzeptierten) höheren Ziels.

Während man vom onomasiologischen Teil des Projekts mit Fug sagen kann, er sei zu einem guten Ende gekommen, lässt sich mit der digital inspirierten Neuerfindung in Zukunft noch einiges anfangen...

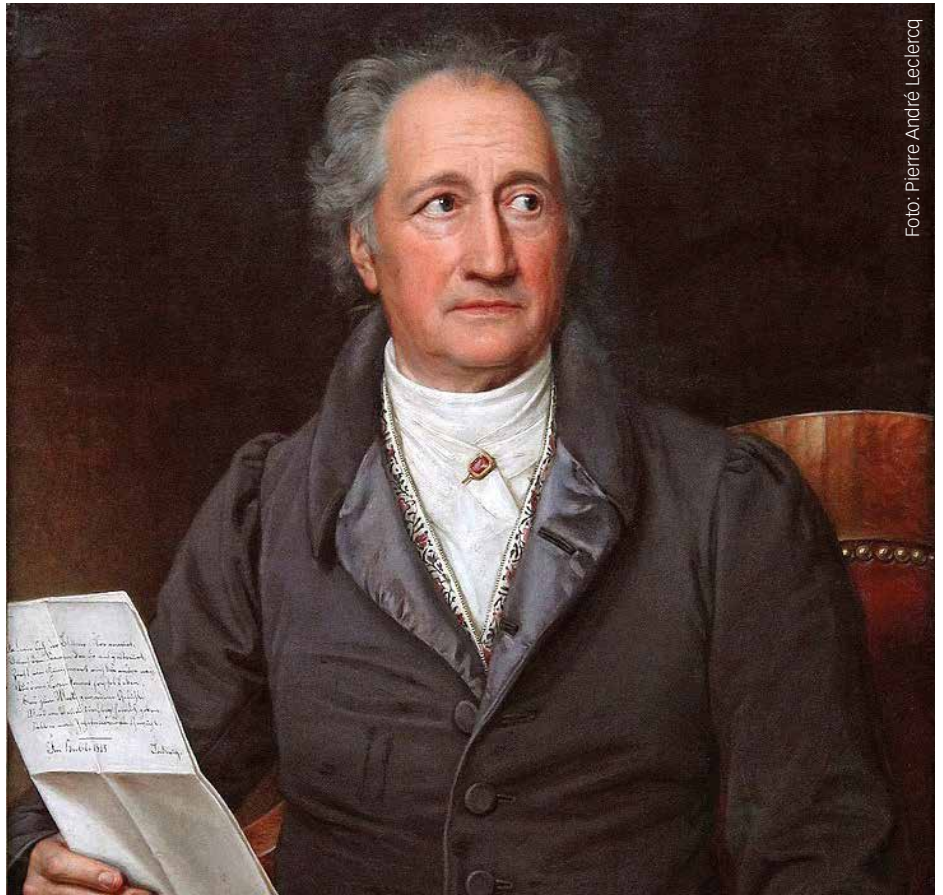
Wolfgang Raible

Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Goethe und die Wörterbücher

Krambuden der Literatur oder für Weltleute hinreichend (willkommenste Begleitung)?

„Wenn einem Autor ein Lexikon nachkommen kann, taugt er nichts“ – diese Goethe-Maxime erscheint auf den ersten Blick ziemlich entmutigend für die Lexikologin, und das besonders, wenn sie am monumentalen Projekt eines Goethe-Wörterbuchs arbeitet (ca. 90.000 Lemmata, bisherige Bearbeitungszeit 75 Jahre, im Moment beim Buchstaben V, der „Zypresenzweig“ ganz am Ende ist aber schon fast in Sichtweite). Aber man geht Goethes Maximen zu einfach auf den Leim, wenn man sie als ewige Wahrheiten nimmt und nicht auch ihr Gegenteil erprobt („Wenn einem Autor ein Lexikon nachkommen kann, taugt er besonders viel“?). Zudem zeigt ein etwas gründlicherer Blick auf Goethes Leben und Lesen, dass er selbst bei weitem kein Lexikon-Verächter war. Aufgewachsen in einem sehr bildungsnahen Haushalt der Frankfurter Oberschicht, konnte er jederzeit in der gut bestückten Privatbibliothek seines Vaters in „Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen“ ebenso wie „Reallexiken“ Rat holen (so berichtet er selbst in *Dichtung und Wahrheit*). Aus Briefen und anderen Selbstzeugnissen lässt sich rekonstruieren, dass er im weiteren Laufe seines Lebens die großen Reallexika seiner Zeit (Bayle, Zedler) ebenso erwirbt und nutzt wie die wichtigsten Wörterbücher der deutschen Sprache (Adelung, Campe). Physikalische, botanische, geologische, juristische Spezialwörterbücher finden sich neben ästhetischen, mythologischen und sogar einem Kant-Lexikon; an Sprachen sind nachweisbar neben englisch, französisch, griechisch auch arabisch, persisch, spanisch oder serbisch vertreten. Für ein Sanskrit-Lexikon vergibt er sogar einen Suchauftrag nach London. Und als Goethe seinem Landesvater Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach 1792 etwas unwillig in den Krieg gegen das französische Revolutionsheer folgt, führt er Samuel Traugott Gehler's *Physikalisches Wörterbuch* (6 Bde., Leipzig 1787-1796) mit sich, als leichte Reiselektüre sozusagen: „in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder



Joseph Karl Stieler, Porträt von Johann Wolfgang von Goethe (1828), Neue Pinakothek München

Foto: Pierre-André Leclercq

die beste Zerstreung, indem es uns von einem zum andern führt“.

Im praktischen Leben ist Goethe also ein durchaus überzeugter Lexikonbenutzer. Allerdings ist auch seine Abneigung gegen bestimmte Aspekte des Wörterbuchwesens gut dokumentiert. „Große Krambuden der Literatur, wo jeder einzeln sein Bedürfnis pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann“, so lästert er im Blick auf das eklektische Anordnungsprinzip und die beliebige Verwendbarkeit. In *Dichtung und Wahrheit* beklagt er ganz ähnlich, dass Wörterbücher Brutstätten von „Worten, Beiworten, Phrasen zu Ungunsten der höchsten Geistesgaben“ für die „geistlos nachsprechende Menge“ seien – auch hier richtet sich die Kritik also ebenso sehr gegen die Lexika wie gegen ihre unterschiedlich bedürftigen Benutzer. Dass er selbst jedoch gegen einen gewissen lexikographischen Eklektizismus gar nicht immun ist, demonstriert eine Pas-

sage aus *Von deutscher Baukunst* (1773). Dort nimmt er seine eigenen Vorurteile gegen die gotische Architektur anhand des ihn überwältigenden Eindrucks des Straßburger Doms unter die Lupe und kommt zu dem Schluss: „Unter der Rubrik gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Missverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladnem, niemals durch den Kopf gezogen waren“. Das eben ist der doppelgesichtige Vorteil und Nachteil von Lexika: Sie fassen, in notwendig „aufgeflickter“ und „unnatürlicher“ Ordnung (alphabetischer Reihenfolge), unter einer Überschrift, einem Stichwort alles, was in den Kreis eben dieses einen Wortes fallen mag, Kraut wie Rüben; sie schwanken zwischen definitorischer Sparsamkeit und anschaulicher Überladung, aber am Ende können sie nur zusammenstoppeln, es liegt in ihrer Natur. Aber eben deshalb verlangen sie nach ei-



nem kritischen Benutzer: „Ein Lexikon ist zum Nachschlagen“, macht Goethe apodiktisch klar, als wieder einmal ein Plan zu einem ästhetischen Lexikon diskutiert wird. Neue Erkenntnis selbst verschafft es nicht.

Für Goethe als überzeugten Selbstdenker und Selbstforscher ist jedoch die eigene Erfahrung als Basis für weitergehende Schlüsse letztlich nicht ersetzbar. Sie kann jedoch durch Lexikonartikel und ihre reflektierte Nutzung ergänzt werden. So führt ihn seine frühe Spinoza-Lektüre zunächst ans Regal, nämlich zu dem einflussreichsten philosophischen Reallexikon der frühen Aufklärung überhaupt, Pierre Bayles *Dictionary Historique et Critique* (zuerst in 2 Bdn. Rotterdam 1697) – „einem Werke“, so Go-

ethe wiederum in *Dichtung und Wahrheit* –, „das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn ebenso schätzbar und nützlich, als wegen Klätscherei und Salbaderei lächerlich und schädlich ist“. Immerhin, Bayles schon in der damaligen Zeit ebenso viel gescholtenes wie bewundertes Monumentalwerk zeugt für Goethe ebenso von (philosophischem) „Scharfsinn“ wie von (ja durchaus unterhaltsamer) Schwatzhaftigkeit. Und gerade im Blick auf ästhetische Wörterbücher macht Goethe einen gewissen Lernprozess durch. Hatte er als jugendlicher Rezensent für *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* noch wacker über Johann Georg Sulzers *Allgemeine Theorie der schönen Künste* hergezogen (eine der ersten ästhetischen Enzyklopädien in deutscher Sprache überhaupt, 4 Bde., 1771–1774), urteilt er später: „Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen, der sich von innen aus aufbauen“ – also ihm selbst – „und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmaxime immer verhasst, und nun sah ich, dass dieses Werk noch viel mehr enthielt als die Leute brauchen. Die vielen Kenntnisse, die hier mitgeteilt werden, die Denkart, in welcher ein so wackerer Mann als Sulzer sich beruhigte, sollten die nicht für Weltleute hinreichend sein?“ Das ist nicht so gehässig gemeint, wie es sich vielleicht für moderne Ohren anhört. Vielmehr geht es Goethe nun darum, scharfsinniger zu unterscheiden, für welchen Typus von Benutzern und für

welchen konkreten Zweck ein Wörterbuch sinnvoll ist; und „Weltleute“ – also Personen, die sich laienhaft, in der „Welt“ mit ästhetischen Begriffen beschäftigen – haben eben andere Ansprüche und Bedürfnisse als Kenner, Praktiker und Selbstdenker!

Lexika sind bei Goethe schließlich auch immer für Anekdoten gut. Als er sich wieder einmal in Karlsbad zur Kur aufhält, erwirbt er, offensichtlich ein Spontankauf, für einen ganzen Dukaten „den Nachdruck des Campesischen Wörterbuchs“ (Joachim Heinrich Campes *Wörterbuch der deutschen Sprache* erschien in fünf Bänden 1807-1812). Nun jedoch sieht er sich in die missliche Lage versetzt, „soviel daraus zu lernen, als dieses Geldstück wert ist“. Zwar ist ein Dukat eine durchaus werthaltige Goldmünze, aber die Formulierung legt doch nahe, dass der pädagogische Nutzen aus dem Erwerb eher begrenzt ist. Eine ganz andere Art von Wörterbuch hingegen schwebt ihm vor, als er in seinem sehr lesenswerten kleinen Essay aus dem Jahr 1820, *Hör-, Schreib- und Druckfehler* betitelt, die seltsame Neigung zu Hörfehlern diagnostiziert, die knapp zweihundert Jahre später Axel Hacke mit dem kleinen Bändchen *Der weiße Neger Wumbaba* zu humoristischen Ehren gebracht hatte: Von der Art, wie „eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Wörter in bekannte sinngebende Ausdrücke verwandelt“, wäre ein „kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen“. Und daran schließt er eine Liste mit eigenen Samm-

Das Goethe-Wörterbuch

Das Goethe-Wörterbuch ist ein interakademisches Projekt der Berlin-Brandenburgischen, der Göttinger und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Forschungsstellen befinden sich in Tübingen, Berlin/Leipzig und Hamburg. Vorsitzender der interakademischen Kommission ist Prof. Dr. Andreas Gardt (Kassel), die Leiterin der von der HAdW verantworteten Arbeitsstelle Tübingen ist PD Dr. Jutta Heinz. Außerhalb der Akademienunion ist das „Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier“ an dem Projekt beteiligt.

In seinen Grundzügen besteht das Projekt bereits seit 1951 in Tübingen und konnte bald einen festen Platz in der Forschungslandschaft erreichen, vor allem durch die Aufnahme in das Akademienprogramm für Langzeitvorhaben etwa drei Jahrzehnte später.

Ziel des Projekts ist ein individualsprachliches Bedeutungswörterbuch, das den gesamten Wortschatz Goethes, circa 90.000 Stichwörter, in alphabetischer Anordnung und systematisch nach Gebrauchsweisen gegliederten Wortartikeln wiedergibt. Um eine möglichst breite Nutzbarmachung dieses Wortschatzes zu ermöglichen, werden in diesem Kontext sowohl die gemein- wie auch fach- und dichtersprachlichen Bedeutungsdimensionen des Goetheschen Sprachgebrauchs berücksichtigt. Diese komplexe Herangehensweise macht das Wörterbuch neben der reinen Interpretation der Werke Goethes auch für andere Texte der Klassik und Romantik fruchtbar.

Zuletzt erschien im Jahr 2019 Band 7 des Wörterbuchs, welches Begriffe zwischen „Promenadentag“ und „radikal“ abdeckt, im Verlag Kohlhammer Stuttgart. Die ersten vier Bände sind zudem als Volltextdigitalisate online nutzbar.

Neuerscheinungen

lungsstücken an, deren Glanzlichter wohl „Kuchenfreund – Tugendfreund“ oder „Küchenseite – Kirchenseite“ sind. Leider hat er diesen Plan nie verwirklicht.

Privat jedoch fand Goethe in späteren Jahren eine besondere Lösung, die seinen enzyklopädischen Wissensdurst mit seiner Abneigung gegen die am Leitfaden des Alphabets eklektizistisch-zusammengestopelten Lexikonartikel versöhnt. Er umgab sich nämlich, so berichtet der ihn im Herbst 1827 besuchende Maler Wilhelm Zahn, mit „lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief; denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte und Eckermann entrollte sich als ein endloser

Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach“. Auch im Wörterbuchwesen ist für Goethe letztlich das Lebendige das entscheidende Kriterium. In einer ausführlichen und außerordentlich positiven Rezension aus dem Jahr 1804 lobt er Johann Peter Hebels *Alemannische Gedichte* ihrer „behaglich naiven Sprache“ wegen und schließt daran die Reflexion an: „Denn so sehr zu wünschen ist, dass uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender“. Immerhin aber war es für Goethe prinzipiell wünschenswert, ein allgemeines Wörterbuch des ganzen deutschen „Sprachschatzes“ in Angriff zu nehmen. Für einzelne Autoren jedoch gilt im Blick auf ihr

Leben und Werk: „Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier und überall der Mühe nicht wert“ (so Goethe im Gespräch mit Eckermann über eine ziemlich unbefriedigende Einschätzung des von ihm geschätzten Malers Claude Lorrain in einem Künstlerlexikon). Das Leben nämlich muss gelebt werden. Das Wörterbuch aber wird, aus guten und aus schlechten Gründen, digital oder gedruckt, von gebildeten wie ungebildeten Lesern, von gelangweilten Kurgästen ebenso wie von Kriegstouristen, hoffentlich weiterhin gelesen werden.

Jutta Heinz

Arbeitsstellenleiterin der interakademischen Forschungsstelle „Goethe-Wörterbuch“ (Arbeitsstelle Tübingen)

Neuerscheinungen



Stylianos Chronopoulos, Felix K. Maier, Anna Novokhatko (Hrsg.)

Digitale Altertumswissenschaften: Thesen und Debatten zu Methoden und Anwendungen

Propyläen, Heidelberg 2020 (Digital Classics Books, Band 4)

Der vorliegende Band bietet einen Überblick über neue Arbeitsweisen und Methoden, die durch die Digitalisierung Einzug in die Altertumswissenschaften erhalten haben. Themen wie Datenbanken und digitales Publizieren werden angesprochen und explizite Fragen anhand verschiedener Beispiele im Bereich der digitalen Editionen beantwortet. Allgemeine Tendenzen und Entwicklungen werden hier für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die noch kein Vorwissen in diesem Bereich besitzen, aufgezeigt.

Barbara Neymeyr

Band 1.2 Kommentar zu Nietzsches "Unzeitgemässen Betrachtungen"

De Gruyter, Berlin 2020

I. David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller

II. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben

Barbara Neymeyr

Band 1.4 Kommentar zu Nietzsches "Unzeitgemässen Betrachtungen"

De Gruyter, Berlin 2020

III. Schopenhauer als Erzieher

IV. Richard Wagner in Bayreuth



Barbara Neymeyr kommentiert die „Unzeitgemässen Betrachtungen“ Nietzsches aufgeteilt in zwei Bänden. Der erste Band widmet sich den beiden Abhandlungen „David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller“ und „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“, während der zweite Teil sich mit „Schopenhauer als Erzieher“ und „Richard Wagner in Bayreuth“ auseinandersetzt. Die Bücher erscheinen in der Kommentar-Reihe der Forschungsstelle Nietzsche-Kommentar des Akademieprogramms. Barbara Neymeyr ist Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Klagenfurt.



Hans Günter Dosch/Ernst A. Schmidt

Das Rad des Aristoteles, ein jahrtausendealtes Pseudoproblem

Franz Steiner Verlag, In: studia leibnitiana, Band 50, Dezember 2018, Heft 2, S. 214-228

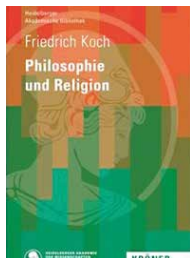
Das bereits im 24. Kapitel der *Mechanica* aufgetretene Problem der Abrollung von zwei miteinander verbundenen Kreisen unterschiedlicher Größe wird in dieser Veröffentlichung erneut aufgegriffen. Dieses Problem der *Rota Aristotelis* wurde über einen Zeitraum von Jahrhunderten von unzähligen Gelehrten untersucht, die sich mit der Beantwortung des Problems in der Originalschrift nicht zufriedengeben. In dieser aktuellen Untersuchung wird festgestellt, dass das Kapitel philosophisch und sprachlich nahe bei Aristoteles einzuordnen ist. Des Weiteren werden die heutigen physikalischen Kenntnisse zur genaueren Betrachtung des Themas hinzugezogen.

Dieter Langewiesche

Vom vielstaatlichen Reich zum föderativen Bundesstaat

Eine andere deutsche Geschichte
„Heidelberger Akademische Bibliothek“
Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2020

In den meinungsprägenden Werken zur jüngeren deutschen Geschichte läuft die Entwicklung auf den Nationalstaat zu, mit dem sich die »verspätete Nation« doch noch in den europäischen Normalweg eingeordnet habe. Hier wird die Geschichte anders erzählt: Das Alte Reich – kein Hindernis auf einem »Sonderweg« zum Nationalstaat und zur deutschen Staatsnation, sondern historische Wurzel des deutschen Föderalismus. Vom vielstaatlichen Reich zum föderativen Nationalstaat – diese Perspektive öffnet einen Blick, der die deutsche Geschichte nicht auf ein Ziel ausrichtet, das die Gegenwart vorgibt, sondern ihre Offenheit und Umbrüche sichtbar macht.



Anton Friedrich Koch

Philosophie und Religion

„Heidelberger Akademische Bibliothek“
Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2020

Der Grenzbereich zwischen der Philosophie, der Wissenschaft vom Denken und vom Sein, und der Religion, dem Glauben an einen allmächtigen Schöpfergott, ist vermintes Gelände. Mit dem Siegeszug des Naturalismus galten die religiösen Bemühungen dem Problem, die Existenz Gottes als eine reale Möglichkeit auszuweisen, die durch den Naturalismus nicht ausgeschaltet werden kann. Anton Friedrich Koch beschreitet einen ganz anderen Weg, indem er mittels der von Aristoteles so genannten Ersten Philosophie, der Metaphysik, den Naturalismus selbst widerlegt, gleichzeitig aber zeigt, dass damit für den Gottesglauben auch nichts gewonnen ist. Der zweite Teil seines Buches handelt von der Trauer um die verlorene Religion und einem möglichen Wiederfinden.

Julia Becker (Hrsg.)

Gerhoch von Reichersberg, Opusculum de aedificio Dei

Die Apostel als Ideal (Edition, Übersetzung, Kommentar)
Klöster als Innovationslabore 8, 2 Bde.
Verlag Schnell und Steiner, Regensburg 2020

Erstmals erscheint in der vorliegenden Ausgabe die Reformschrift „Über das Bauwerk Gottes“ des Regularkanonikers Gerhoch von Reichersberg (1092/93-1169) in einer kommentierten und übersetzten zweibändigen Ausgabe. Ziel der Schrift war eine strenge Reform, an deren Ende eine Vereinigung aller Kleriker unter einer gemeinsamen Regel nach apostolischem Vorbild stehen sollte. Das Werk stellt mit diesem fast schon radikalen Ansatz eine der wichtigsten Quellen für die Kanonikerreform des 12. Jahrhunderts und die vita apostolica-Bewegung dar.



Julia Burkhardt

Von Bienen lernen

Das Bonum Universale de Apibus des Thomas von Cantimpré als Gemeinschaftsentwurf (Analyse, Edition, Übersetzung, Kommentar)
Klöster als Innovationslabore 7, 2 Bde.
Verlag Schnell und Steiner, Regensburg 2020

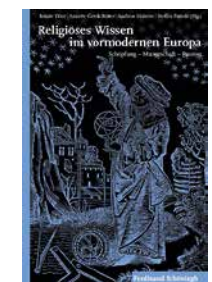
Wie sollte die menschliche Gemeinschaft aussehen? Um den dominikanischen Predigern bei der Beantwortung dieser Frage in ihrem Arbeitsalltag eine gut anwendbare Unterstützung zu bieten, verfasste Thomas von Cantimpré im 13. Jahrhundert dieses Handbuch, in dem er für eine Orientierung am Gemeinwesen der Bienen plädierte. Seine theoretischen Ausführungen über Hierarchien und Sozialstrukturen ergänzte er durch unterhaltsame Anekdoten, die dem modernen Leser Einblicke in das spätmittelalterliche Alltagsleben bieten. Nun liegt das Handbuch, das bereits im Mittelalter auf eine außergewöhnlich breite Rezeption stieß, erstmals in einer kritisch kommentierten Edition mit einer deutschen Übersetzung vor.

Steffen Patzold, Andreas Holzem, Renate Dürr, Annette Gerok-Reiter (Hrsg.), Anne-Charlott Trepp (Mitwirkende)

Religiöses Wissen im vormodernen Europa

Schöpfung – Mutterschaft – Passion
Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2019

Religion und Wissen waren im vormodernen Europa keine Gegensätze. Sie befruchteten sich vielmehr gegenseitig, und ihr komplexes Zusammenwirken hat kraftvoll dazu beigetragen, dass sich in Europa jene spezifische Wissensgesellschaft ausbildete, die im Selbstverständnis der westlichen Moderne bis heute einen prominenten Platz einnimmt. Der Band untersucht, wie im Laufe der Jahrhunderte die Auseinandersetzung mit drei zentralen Themen der Bibel neue Wissensbestände und Formen des Wissens hervorgebracht hat. Die Autorinnen und Autoren gehen aus von den biblischen Aussagen zur Schöpfung, zur Jungfräulichkeit und Mutterschaft Mariens und zur Passion Christi. Sie beobachten, wie aus der immer wieder neuen Aktualisierung und Aneignung dieser Aussagen in Texten, in Bildern und in Ritualen neues Wissen über die Welt entstand – ein Wissen, das Lebensbereiche auch fern der Religion strukturieren konnte und schließlich auch den Geltungsanspruch des Bibeltextes selbst in Frage stellte.



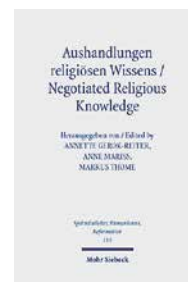
Neuerscheinungen

Annette Gerok-Reiter, Anne Mariss und Markus Thome (Hrsg.)

Aushandlungen religiösen Wissens – Negotiated Religious Knowledge

Verfahren, Synergien und produktive Konkurrenzen in der Vormoderne

Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2020



Religiöses Wissen, so die Grundannahme des DFG-Graduiertenkollegs »Religiöses Wissen im vormodernen Europa (800–1800)«, entsteht in der Auseinandersetzung mit dem in der Bibel offenbarten, aber nicht greifbaren Wissen. Im alltäglichen Umgang der religiösen Experten und Laien wird es jedoch immer wieder transformiert und an die zeitspezifischen Gegebenheiten angepasst. Die dabei entstehenden diskursiven Konkurrenzen zwischen religiösem Wissen und anderen Wissensfeldern stehen im Fokus des interdisziplinär angelegten Sammelbands. Die Beiträge thematisieren die unterschiedlichen Verfahrensweisen, durch die religiöses Wissen in den Bereichen der Naturforschung, Kunst oder Literatur adaptiert und modelliert wird, sowie die dabei zu Tage tretenden Spannungen, Konkurrenzen oder Synergien.



Mischa Meier

Die neronische Christenverfolgung und ihre Kontexte

Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 62, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2021

Die neronische Christenverfolgung im Jahr 64 gilt nicht nur als eine der frühesten, sondern auch als eine der grausamsten Verfolgungsphasen in der Geschichte der Christenheit. Es verwundert kaum, dass sich hierzu über die Jahrhunderte zahlreiche Narrative und Deutungsmöglichkeiten entwickelt haben, die in der heutigen Forschung teilweise als widerlegt oder zumindest kritikwürdig gelten. Vor diesem Hintergrund sucht Mischa Meier in seiner Studie neue, präzisere Zugänge zu diesem historischen Ereignis. Sein

Hauptaugenmerk liegt auf den sozialen und politischen Spannungen im Vorfeld der Verfolgungen sowie einer Untersuchung der Symbolik der angewendeten Hinrichtungsmethoden.

Mitglieder

Neue Mitglieder

Prof. Dr. Nikolas Jaspert

Der Historiker Nikolas Jaspert hat seit 2013 den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Universität Heidelberg inne. Zuvor war er Professor für Geschichte des Mittelalters an der Ruhr-Universität Bochum. Schwerpunkte seiner Arbeit sind unter anderem die mediterrane Geschichte des Mittelalters, Kreuzzugsforschung und Ordensgeschichte. Er war und ist parallel zu seiner akademischen Laufbahn in bedeutenden Funktionen für zahlreiche wissenschaftliche Projekte und Institutionen tätig, so etwa als Beiratsmitglied des Deutschen Historischen Instituts in Rom (2011–2019), als Präsident der „Société Internationale des Historiens de la Méditerranée“ (2013–2017) sowie seit 2009 als Mitglied und aktuell auch als Vorsitzender des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte. Er fungierte außerdem als Ko-Direktor des Heidelberger Exzellenzclusters „Asia and Europe in a Global Context“.



Prof. Dr.-Ing. Christian Waldschmidt

Christian Waldschmidt ist seit 2013 Leiter des Instituts für Mikrowellentechnik an der Universität Ulm. Nach seiner Promotion am Institut für Höchstfrequenztechnik und Elektronik der Universität Karlsruhe (TH) im Jahr 2004 leitete er zunächst verschiedene Forschungs- und Entwicklungsgruppen für Hochfrequenztechnik und Automobilradare in der freien Wirtschaft. Seine bisherige Forschungstätigkeit schlägt sich in über hundert Veröffentlichungen nieder, in denen er als Autor oder Koautor wirkte. Weiterhin meldete er über zwanzig Patente an. Schwerpunkte seiner Forschung sind unter anderem Radare, Millimeter- und Submillimeterwellen, Antennensysteme und HF-Signalverarbeitung. Waldschmidt ist Mitglied verschiedener Forschungsverbände, so etwa im ITG-Fachausschuss Mikrowellentechnik im Verband Deutsche Elektrotechnik, Elektronik und Informationstechnik (VDE) oder dem deutschen MTT/AP-Chapter, dessen Vorstand er angehört.

Verstorbene Mitglieder

Ludwig Finscher († 30. Juni 2020)



Ludwig Finscher, der zunächst in Frankfurt am Main und ab 1981 bis zu seiner Emeritierung in Heidelberg den Lehrstuhl für Musik-

wissenschaft innehatte, zählte zu den bekanntesten und auch in der wissenschaftlichen Gemeinschaft geschätztesten Vertretern seiner Disziplin. Dieser Umstand zeigte sich nicht nur in drei Ehrendoktorwürden in Athen, Zürich und Saarbrücken, sondern auch in der Aufnahme in den Orden Pour le mérite im Jahr 1994. Seine akademischen Schwerpunkte waren ausgesprochen vielseitig und erstreckten sich unter anderem auf die Musikgeschichte des 15./16. sowie des 18./19. Jahrhunderts, der Musik des Spätbarocks und der Reformationszeit.

Rolf Huisgen († 26. März 2020)



Rolf Huisgen war von 1952 bis zu seiner Emeritierung 1988 Lehrstuhlinhaber und Vorstand des Instituts für Organische Chemie an der Ludwigs-Maximili-

an-Universität München. Er gilt als einer der bedeutendsten deutschen Chemiker der Nachkriegszeit. Zahlreiche seiner breit rezipierten Erkenntnisse zählen noch heute zum Standardwissen der Organischen Chemie. So war er in den Sechziger- und Siebzigerjahren der meistzitierte deutsche Naturwissenschaftler und erhielt nationale wie internationale Würdigungen, z.B. durch Ehrendokorate in Madrid, Freiburg und St. Petersburg. Er erhielt außerdem die Liebig-Denkünze der Gesellschaft deutscher Chemiker sowie den Otto-Hahn-Preis für Chemie und Physik.

Richard Reinhold Kannicht († 21. Juni 2020)



Richard Kannicht wurde 1972 auf den Lehrstuhl für Griechische Philologie der Universität Tübingen berufen, den er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1997 innehat-

te. Während dieser Zeit hatte der ausgewiesene Kenner des attischen Dramas unter anderem das Amt des Dekans des Fachbereichs Altertums- und Kulturwissenschaften inne. Er fungierte als Erster Vorsitzender der Mommsen-Gesellschaft (1976-78). Als Visiting Professor lehrte er international an der University of California, Los Angeles und der University of Canterbury in Christchurch. Schwerpunkte seiner Arbeit lagen in der griechischen Dichtung der archaischen, klassischen und hellenistischen Zeit sowie in griechischer Metrik und Dichtungs- und Literaturtheorie. 1971-2004 war er als Herausgeber an der renommierten Tragicorum Graecorum Fragmenta beteiligt.

Reimar Lüst († 31. März 2020)



Das akademische Wirken des Hamburger Astrophysikers Reimar Lüst zeigte sich besonders in zwei Schwerpunkten: der Weltraumforschung und dem Wissenschafts-

management. Nachdem er 1963 als Gründungsdirektor des Max-Planck-Instituts für extraterrestrische Physik fungierte, wurde er 1972 der bislang jüngste Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Von 1984 bis 1990 stand er der European Space Agency als Generaldirektor vor. Seine Funktionen im Wissenschaftsbetrieb und seine innovativen Forschungsansätze führten zu einer großen Rezeption innerhalb und außerhalb des akademischen Bereichs. Dieser Umstand spiegelt sich in zahlreichen Ehrungen und Auszeichnungen wider, darunter verschiedenen Ehrendoktorwürden und Ehrenprofessuren.

Jochen Schmidt († 18. Mai 2020)



Jochen Schmidt war von 1978 bis 1988 in Tübingen und anschließend bis zu seiner Emeritierung 2004 in Freiburg Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur-

geschichte. Schwerpunkt seiner Arbeit war die Literatur der klassisch-romantischen Epoche, wobei er insbesondere mit Arbeiten zu Goethe, Kleist und Hölderlin hervortrat. Weiterhin wirkte er als Werkherausgeber sowie als Nietzsche-Kommentator. Besonderes Merkmal seiner wissenschaftlichen Arbeit war seine ausgesprochen präzise philologische Herangehensweise an den Untersuchungsgegenstand. Für seine Verdienste um die Literatur- und Ideengeschichte der klassisch-romantischen Epoche erhielt er im Jahr 2018 die Goldene Goethe-Medaille der Goethe-Gesellschaft.

Eberhard Schockenhoff († 18. Juli 2020)

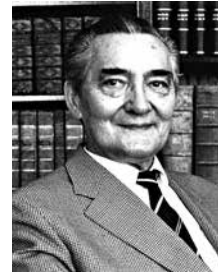


Eberhard Schockenhoff, der seit 1994 den Freiburger Lehrstuhl für Moraltheologie innehatte, zählte zu den renommiertesten und meistrezipierten katholischen Theolo-

gen in Deutschland. Ein besonderes Anliegen Schockenhoffs lag in einer Reform der katholischen Sexualmoral, die sich an dem Stand der Humanwissenschaften orientieren müsse. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit lagen insbesondere in den Bereichen Bioethik, Naturrecht und Gewissen. Er ging häufig auf aktuelle gesellschaftliche und politische Themen ein. So beschäftigte er sich z.B. mit medizinethischen Fragen und Grundzügen einer Friedensethik. Von 2001 bis 2016 war Schockenhoff Mitglied des Deutschen Ethikrats, dessen stellvertretenden Vorsitz er von 2008 bis 2012 innehatte.

Heinz Georg Wagner († 29. Juli 2020)

Der Physikochemiker Heinz Georg Wagner war ab 1971 Direktor des physikalisch-chemischen Instituts der Universität Göttingen und Direktoriumsmitglied des Max-Planck-Instituts für Strömungsforschung in Göttingen. Seine Schwerpunkte lagen unter anderem auf der Kinetik von Gas- und Verbrennungsreaktoren sowie der Untersuchung von Explosions- und Detonationsvorgängen. Er war Vizepräsident des Kuratoriums der Physikalisch-technischen Bundesanstalt in Braunschweig sowie Kurator der Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung in Berlin. Wagner engagierte sich auch wissenschaftspolitisch, so war er langjähriger Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Seine Arbeit wurde mit zahlreichen Preisen und Ehrendoktorwürden ausgezeichnet.



Ehrungen und Auszeichnungen

Anna Wienhard erhält zwei Rufe

Prof. Dr. Anna Wienhard hat einen Ruf an die Columbia University, New York erhalten und abgelehnt. Des Weiteren hat sie einen Ruf an das Institute for Science and Technology (IST) Austria erhalten. Seit 2012 hat die Mathematikerin eine Professur an der Universität Heidelberg inne und ist seit 2017 Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die Differentialgeometrie.



Volker Wulfmeyer wird Mitglied des GLASS-Panels

Prof. Dr. Volker Wulfmeyer ist als erster Deutscher in eines der höchsten Gremien des Weltklimaforschungsprogramms aufgenommen worden. Das GLASS-Panel (Global Land/Atmosphere System Study) beschäftigt sich mit der Modellentwicklung und -bewertung von Landoberflächen. Prof. Dr. Volker Wulfmeyer ist Leiter des Instituts für Physik und Meteorologie an der Universität Hohenheim in Stuttgart und setzt sich seit Jahren für den Klimaschutz ein.

Bernd Schneidmüller zu Seniorprofessor ernannt

Prof. Dr. Bernd Schneidmüller, der zum 1. Oktober sein Amt als Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften antrat, wurde zum Seniorprofessor ernannt. Der seit 2003 an der Universität Heidelberg lehrende Professor für Mittelalterliche Geschichte wurde zum 31.03.2020 pensioniert, bleibt der Ruprechts-Karls-Universität aber als Seniorprofessor und als Direktor der Forschungsstelle für Geschichte und kulturelles Erbe erhalten.



Jörn Leonhard erhält Preis für Geschichte des Ersten Weltkrieges

Für seine ins Englische übersetzte Arbeit „Pandora’s Box. History of the First World War.“ (Harvard University Press, 2018) gewann Prof. Dr. Jörn Leonhard den Norman B. Tomlinson Jr. Prize der World War One Historical Association. In seiner Geschichte des Ersten Weltkrieges verfolgt er einen vergleichenden Ansatz und legt den Fokus auf eine globale Perspektive der Geschehnisse. Prof. Dr. Jörn Leonhard ist Direktor des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Axel Michaels neuer Vorsitzender der Portheim-Stiftung

Der Indologe Prof. Dr. Axel Michaels übernimmt den Vorsitz der Josefine und Eduard von Portheim-Stiftung für Wissenschaft und Kunst und tritt damit die Nachfolge des Heidelberger Oberbürgermeisters Prof. Dr. Eckart Würzner an.

Mit Axel Michaels erhält die Stiftung, die das Völkerkundemuseum in Heidelberg trägt, einen fachkundigen Vorsitzenden. Als einer von drei Direktoren war er an der Leitung des Exzellenzclusters „Asien und Europa im globalen Kontext“ beteiligt. Er war zudem Gründungsdirektor des „Heidelberger Centrums für Transkulturelle Studien“ (CATS). Michaels ist Seniorprofessor der Universität Heidelberg und leitet das Akademieprojekt „Religions- und rechtsgeschichtliche Quellen des vormodernen Nepal“. Von 2016 bis 2020 war er Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse der Akademie.





Ehepaar Assmann erhält den Orden Pour le mérite

Gemeinsam mit seiner Frau, der Kulturwissenschaftlerin Prof. Dr. Dr. h.c. Aleida Assmann ist der Heidelberger Archäologe Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jan Assmann in den Orden Pour le mérite gewählt worden. Mit der Aufnahme in den Orden werden herausragende Lebensleistungen im Bereich von Kultur und Wissenschaft gewürdigt. Die Mitgliedszahl ist auf jeweils 40 Mitglieder aus dem In- und aus dem Ausland begrenzt.

Henry Keazor erhält Preis der Académie française

Der Heidelberger Kunsthistoriker Prof. Dr. Henry Keazor ist für seine Publikationen zu Nicolas Poussin mit dem „Prix du Rayonnement de la langue et de la littérature françaises“ der Académie française ausgezeichnet worden. Mit dem von der Broquette-Gonin-Stiftung unterstützten Preis werden seit 1960 alljährlich französische und ausländische Persönlichkeiten gewürdigt, die sich in besonderer Weise um die französische Sprache und Literatur verdient gemacht haben.



Preisverleihung 2020

Traditionell werden die Preise der Akademie feierlich im Rahmen der Jahresfeier vergeben, nachdem die Preisträger am Vorabend ihre ausgezeichneten Arbeiten der Öffentlichkeit vorgestellt haben. Beides konnte in diesem Jahr pandemiebedingt nicht stattfinden, so dass die Preise nun in einem kleinen Kreis überreicht wurden. Am 22. September fanden sich der Vorstand der Akademie, die Preisstifter bzw. ihre Vertreter und die diesjährigen Preisträger bei schönstem Spätsommerwetter im Hof der Akademie ein.

In seiner Begrüßung betonte der noch amtierende Akademiepräsident Prof. Dr. Thomas Holstein, wie faszinierend es sei, dass nahezu alle Preisträgerinnen und Preisträger, die in den vergangenen Jahren von der Akademie ausgezeichnet wurden, heute gestandene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in bemerkenswerten Positionen seien. Die insgesamt sechs Preise der Akademie werden ausnahmslos von Stiftern finanziert, die an diesem Abend zu einem großen Teil persönlich anwesend bzw. durch Repräsentanten vertreten waren und denen der Präsident bei dieser Gelegenheit großen Dank aussprach. Anwesend waren Herr Manfred Fuchs, einer der bekanntesten Mäzene der Region, die



Die Preisstifter oder Vertreter der Stiftungen mit den diesjährigen Preisträgerinnen und Preisträgern

Herren Dr. Arndt Overlack, Dr. Peter Heesch und Prof. Dr. Paul Kirchhof als Vertreter des Fördervereins und für die Schmeil-Stiftung die Herren Michael Thum und Alexander Benckiser. Die Firma Freudenberg wurde von Frau Dr. Dr. Silke Wagener repräsentiert, Vertreter der Firma Wizenmann war Prof. Dr. Herbert Paschen.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung standen die in diesem Jahr ausgezeichneten jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich und ihre Arbeit kurz vorstellten. Herausforderung war dabei sicherlich die

zeitliche Begrenzung auf knappe fünf Minuten, wobei jeder Kandidat diese Art „Science Slam“ hervorragend auf seine eigene Art meisterte.

Der Astrophysiker Dr. Diederik Kruijssen wurde für seine bedeutenden Beiträge zum Verständnis der astrophysikalischen Prozesse, die die Sternentstehung und die Bildung von Sternhaufen in Galaxien im Laufe der kosmischen Geschichte steuern, mit dem Akademiepreis ausgezeichnet. Er betrachtet den Preis als große Ermunterung, weiterhin hart zu arbeiten.

Der Walter-Witzenmann-Preis ging in diesem Jahr an den Islamwissenschaftler Dr. Max Stille, der sich in seiner Arbeit „Islamic Sermons and Public Piety in Bangladesh: The Poetics of Popular Preaching“ dem wenig erforschten Thema islamischer Volkspredigten in Bangladesch aus verschiedenen disziplinären Richtungen nähert.

Der Manfred-Fuchs-Preis wurde in diesem Jahr von zwei herausragenden Wissenschaftlern geteilt: Ausgezeichnet wurde zum einen der Biochemiker Prof. Dr. Florian Stengel, der die Organisation des menschlichen Proteoms in Raum und Zeit und unter gesundheits- und krankheitsrelevanten Aspekten erforscht. Er äußerte seine außerordentliche Freude darüber, dass seine einsame Arbeit im Labor mit dieser Auszeichnung wertgeschätzt wird. Der zweite Preisträger ist PD Dr. Mark R. C. Grundeken,

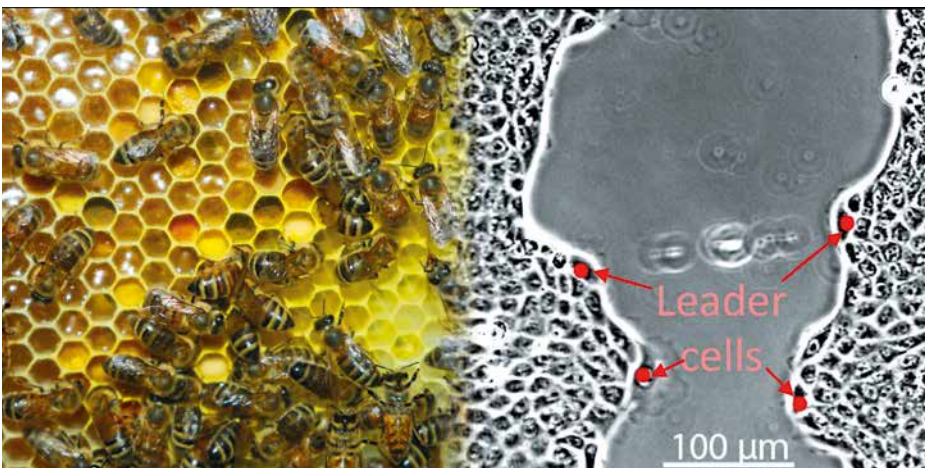
der als Theologe und Religionswissenschaftler frühchristliche Schriften der ersten beiden Jahrhunderte untersucht.

Der Ökologiepreis der Viktor-und-Sigrid-Dulger-Stiftung ging an den Verwaltungsrichter Dr. Peter Zoth, der in seiner prämierten Arbeit rechtliche Instrumente für das Dürre-Management in Spanien und Baden-Württemberg unter besonderer Berücksichtigung des Wasserrechts untersucht. Die Arbeit reagiert auf abschätzbare Folgen des Klimawandels und gibt zugleich einen Handlungsrahmen vor, um ökonomische und humanitäre Folgen zu begrenzen. Die Freude über die Auszeichnung seiner Arbeit verband er mit der Hoffnung, dass darin ein Zeichen zu sehen ist, dass unsere Gesellschaft bereit ist, Maßnahmen zu ergreifen, um dem Klimawandel zu begegnen.

Die Biologin Dr. Margarida Cardoso-Moreira wurde für die bahnbrechende Dekodierung derjenigen Gene, die die Entwicklung von Organen bei Säugetieren vor und nach der Geburt bestimmen, mit dem Otto-Schmeil-Preis ausgezeichnet. Die Preisträgerin bedankte sich bei den Stiftern und äußerte ihre große Freude, denn es sei „an incredible honour to get the Price of Schmeil, because Otto Schmeil was such an incredible biologist“.

Auf Grund der Reisebeschränkungen konnte der diesjährige Karl-Freudenberg-Preisträger Dr. Moises Exposito-Alonso, der für seine Arbeiten zur molekularen Entwicklungs- und Evolutionsbiologie ausgezeichnet wurde, bedauerlicherweise nicht anwesend sein.

Drei Projekte aus dem aktuellen WIN-Programm „Wie entscheiden Kollektive?“ stellen sich vor



1. Wie beeinflusst die Gruppenzusammensetzung die kollektive Wahrnehmung und Entscheidungsfindung?*

Vergleich zweier Systeme: Zellen und Honigbienen

Dezentralisierte Systeme bestehen aus einzelnen Einheiten, die ihr Verhalten koordinieren müssen, damit das System als Ganzes funktionieren kann. In diesem Projekt

untersuchen der experimentelle Zellbiologe Dr. Medhavi Vishwakarma, der experimentelle Bienenbiologe Dr. Michael Smith und der Biologie-Theoretiker Dr. Jacob Davidson, wie Gruppenheterogenität die Fähigkeit eines dezentralisierten biologischen Systems ermöglicht und beeinflusst. Durch den Vergleich zweier Systeme - Epithelzellen und Honigbienen – suchen sie sowohl nach gemeinsamen Verhaltensregeln als

auch nach kontrastierenden Mechanismen. Bei Epithelzellen wird ein Wundheilungstest verwendet, um die Gruppenleistung zu ermitteln. Experimente mit chemischen und genetischen Manipulationen sowie veränderte Zelldichten zeigen, dass eine homöostatische Dichte zwar nicht optimal für die individuelle Mobilität ist, aber indem sie eine enge Kommunikation und Koordination zwischen den einzelnen Führungszellen und Verfolgerzellen ermöglicht, fördert sie die Wundheilung. Bei Honigbienen wird ein Beobachtungsstock und ein Strichcodesystem verwendet, um die Bienen während ihres gesamten Lebens hindurch zu verfolgen und die verschiedenen Aufgaben innerhalb der Kolonie zu erforschen. Sowohl 2018 als auch 2019 wurden mehr als 5000 Bienen über einen Zeitraum von mehr als 50 Tagen verfolgt. Diese Experimente zeigen, dass selbst Bienen gleichen Alters sich in der Nestnutzung und der Gesamtaktivität unterscheiden und dass sowohl interne Faktoren (wie die Genetik) als auch

Umweltfaktoren (wie die Nektarverfügbarkeit) die Aufgabenverteilung beeinflussen. Durch geplante experimentelle Manipulationen wird nun getestet, wie verschiedene Stressfaktoren auf Bienenvolksebene die individuellen Rollen innerhalb des Bienenvolkes verändern. Dieses Projekt macht sich gemeinsame Konzepte und Analysemethoden zunutze, und die Methoden schaffen einen Rahmen für weitere Vergleiche zwischen biologischen Systemen.

* Originaltitel des WIN-Projekts: „How does group composition influence collective sensing and decision making?“

2. Heiligenleben: Erzählte Heiligkeit zwischen Individualentscheidung und kollektiver Anerkennung

Das Projekt „Heiligenleben. Erzählte Heiligkeit zwischen Individualentscheidung und kollektiver Anerkennung“ untersucht Entscheidungsmomente in der Hagiographie vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert. Entwickelt wurde das Projekt von Dr. Daniela Blum (Kirchengeschichte, Tübingen), Dr. Beatrice von Lüpke (germanistische Mediävistik, Tübingen), Ass. Prof. Dr. Nicolas Detering (Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Bern) und Dr. Marie Gunreben (Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Konstanz). Es geht von der Annahme aus, dass Heiligkeit als Ergebnis eines kommunikativen Prozesses zu betrachten ist, der oft narrativ verfasst ist und erzählerisch plausibilisiert werden muss. Dabei sind Willensfreiheit und Heilsgeschichte in legendarischen Erzählungen spannungsvoll aufeinander bezogen: Einerseits setzt Heiligkeit als Etikett für einen vorbildlichen Lebensweg moralische Entscheidungsfreiheit voraus. Andererseits suggerieren Erzählungen, dass wesentliche Entscheidungssituationen der Heiligen providentiell gesteuert sind, dass ihr Lebensweg sich also in Abhängigkeit von einer vorhersehenden Macht vollzieht. Verkompliziert wird das Gefüge der Entscheidungsinstanzen dadurch, dass die göttlich Erwählten kollektiv anerkannt und sozialnormativ wirksam werden müssen: Obwohl heilige Figuren exzeptionell sind, dienen die Narrationen über ihr je individuelles Leben der Orientierung in gattungspoesischer wie ethischer Hinsicht. Diesen Spannungen geht das Projekt in drei



Jaques de Voraigne, La Légende dorée, Paris, Bibliothèque Nationale

Arbeitsfeldern nach: Einen Untersuchungsgegenstand bilden Viten des 13. Jahrhunderts, in denen sich die Gattung durch die forcierte Normierung von Heiligkeit änderte. Zweitens gilt das Interesse biblischen Figuren, deren Biographien durch den biblischen Text zwar festgeschrieben sind, die in der Hagiographie aber doch weiter- und umgeschrieben werden. Ein dritter Schwerpunkt liegt auf dem Faszinationspotenzial von Heiligkeit in der Literatur der Moderne und Gegenwart.

3. Ein transdisziplinäres Modell zur Struktur- und Musterbildung kollektiven Entscheidens: Synergieeffekte zwischen linguistischen, biologischen und physikalischen Ansätzen

Das Projekt widmet sich der Frage, wie menschliche, nicht-menschliche belebte und unbelebte Systeme entscheiden. In Anlehnung an Bruno Latours Entgrenzung des Sozialen weitet die interdisziplinäre Projektgruppe ihr Verständnis vom Entscheiden als ein genuin menschliches intentionales Phä-

nomen aus und entwirft ein Konzept für Kollektive, das nicht nur Personen in Kommunikation betrifft, sondern auch Populationen in ihrer evolutionären Anpassung und selbstorganisierte dynamische Vielteilchen-Systeme. Da Entscheiden unmittelbar an die Bildung und Entwicklung von Kollektiven gebunden ist, die sich in Bezug zu ihrer Umwelt, aber auch in Relation zueinander verhalten, erfolgt die Projektarbeit aus dem Blickwinkel der Linguistik (Dr. Katharina Jacob, Mitarbeiter: Jöran Landschoff), Biologie (Dr. Eva Wolf, Centre for Organismal Studies Heidelberg) und Physik (Dr. Carsten Littek, Zentrum für Astronomie, Institut für Theoretische Astrophysik Heidelberg). Neben der transdisziplinären Zielsetzung ist das Projekt in drei disziplinäre Projekte unterteilt. In der Linguistik geht es um intentionale und nicht-intentionale Praktiken und emergente Sprachgebrauchsformationen kollektiven Entscheidens in der öffentlichen Kommunikation, und zwar an der Schnittstelle zwischen Text, Gespräch und multimodaler Internetkommunikation. In der Biologie werden evolutionäre Dynamiken und genetische Muster-

bildungen im Kontext von adaptiven Prozessen behandelt. Die Physik widmet sich der Verallgemeinerung von Zustandsräumen und Wechselwirkungen zur Beschreibung von makroskopischen Ensembles. Die Ergebnisse der disziplinären Teilprojekte fließen in die gemeinsame transdisziplinäre Projektarbeit ein. Umgekehrt profitiert jedes dis-

ziplinäre Teilprojekt vom interdisziplinären Austausch. Die Transferarbeit erfolgt über ein dreibändiges Buch „Collective Decision Making. A transdisciplinary Exchange between Linguistics, Biology and Physics“, das während der Projektlaufzeit sukzessiv bei Heidelberg University Publishing online und dann abschließend als Printversion er-

scheint. In der Monographie werden aus den Fachkulturen heraus die Begriffe und Konzepte definiert und miteinander verbunden oder voneinander abgegrenzt. Davon ausgehend möchten die Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter kollektives Entscheiden modellieren.

Content Meets Structure – Integrating Different Perspectives on Social Networks

Rückblick auf Akademiekonferenz



Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Akademiekonferenz

Corona die Stirn bietend versammelten sich vom 28. bis 30. September 2020 rund 45 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus über zehn Ländern und aus unterschiedlichen Disziplinen hybrid (teils vor Ort, teils online), um sich unter der Leitung von Dr. Lydia Repke – unterstützt von Johanna Dölken – über soziale Netzwerke auszutauschen.

Soziale Netzwerke, das sind die Interaktionsmuster und sozialen Beziehungen zwischen einer Reihe von Akteuren. So wurde beispielsweise über das Kooperationsver-

halten von Politikern im Gesetzgebungsprozess gesprochen, aber auch über die Kooperationsstrategien weiblicher Bonobos diskutiert. Ebenso haben wir Einblicke in ökologische Netzwerke vom Fisch bis zum Fischer (d.h. vom Gegessenen zum Essenden) bekommen können.

Das Motto „content meets structure“ sollte dabei bewusst den Raum für Forschende aus verschiedenen Disziplinen mit unterschiedlichem Kenntnisstand in der Netzwerkforschung öffnen. Dabei beschreibt der Inhalt (content), welche Akteure ein

Netzwerk bilden, und die Struktur (structure), wie die Netzwerkmitglieder untereinander verknüpft sind. Während sich allgemein einige Forschende dem Thema aus einer eher metaphorischen Perspektive widmen und sich dabei hauptsächlich auf den Inhalt eines Netzwerkes konzentrieren (z. B.: Wer sind deine fünf besten Freunde?), fokussieren sich andere darauf, wie die Akteure in Beziehung zueinander stehen, also auf die Struktur der entstehenden Interaktionsmuster.

Neben dem wissenschaftlichen Austausch stand die inhaltliche und methodische Weiterbildung der Teilnehmenden im Vordergrund, um die Grundlage für ein einheitliches Verständnis zu schaffen. Zum einen wurden in zwei 90-minütigen Dateneinblick-Sessions diverse Datenformate und Analysetools vorgestellt, zum anderen gab es zwei inhaltliche Keynotes.

Den Auftakt machte Prof. Dr. Christof Wolf, Präsident von GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, im Rahmen einer Dateneinblick-Session und fasste 75 Jahre der Entwicklung reliabler und valider Erhebungsinstrumente zur Messung sozialer Beziehungen und Ressourcen mittels Fragebögen zusammen. Sein Fokus lag auf egozentrierten Netzwerken (die Befragung von Individuen nach ihren persönlichen Beziehungen und Bezugspersonen). Abschließend stellte er verschiedene Datenquellen vor, die es Forschenden ermöglichen, die

Auswirkungen sozialer Beziehungen auf individuelle Einstellungen und Verhaltensweisen zu analysieren. Insbesondere gehörten dazu die Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) und das International Social Survey Programme (ISSP).

Im Anschluss stellten Dr. Haiko Lietz und Dr. Johann Schaible (Abteilung Computational Social Science, GESIS) in ihrer Daten-einblick-Session Werkzeuge vor, mit denen man die Inhalte und die Struktur komplexer Netzwerkdaten, wie digitale Verhaltensdaten (DVD), analysieren kann. Unter DVD fassen sie Verhaltensspuren, die durch die Nutzung oder Nutzbarmachung der digitalen Technologie hinterlassen werden (z. B.: Online-Kommunikation wie Tweets, Hash-tags, etc. oder per Mobiltelefon aufgezeichnete GPS-Positionen). Sie versuchen mit

dem von ihnen vorgestellten, frei verfügbaren Online-Toolkit compsoc die Hürden für Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler bei der Verwendung von DVD und fortgeschrittenen Berechnungsmethoden zu senken.

Am zweiten Konferenztag hielt Prof. Dr. Miranda Lubbers (Universität Autònoma de Barcelona, Spanien) eine inspirierende öffentliche Online-Keynote zu den Prozessen der Netzeinbettung von Migranten. Sie stellte die in öffentlichen Debatten oft vorausgesetzte Annahme der individuellen Handlungsfähigkeit von Zuwanderern in Frage. Diese könnten nur so gut in die Gastgesellschaft integrierte Netzwerke haben wie die Gastgesellschaft dies auch zuließe. Der Vortrag regte sichtlich einige Anwesende an, darüber nachzudenken, ob sie selbst Freunde mit Migrationshintergrund in ihrem

Netzwerk haben und ob sie damit ihren Beitrag zur erfolgreichen Integration leisten.

Am dritten Konferenztag hielt Prof. Dr. Filip Agneessens (University of Trento, Italien) die abschließende Keynote zu der Frage, ob zwei Netzwerke jemals gleich sein könnten, und sprach über Netzwerkinhalte, Netzwerkkontexte und Verwirrung im Dschungel der Netzwerkforschung. Im Verlaufe seiner Keynote reflektierte er alle Konferenzbeiträge, ordnete sie entlang verschiedener Analyseebenen und Perspektiven ein und schuf so einen integrierten Rahmen für die soziale Netzwerkforschung. Ein Forschungsfeld, das sich durch mindestens ebenso vielfältige Perspektiven und Ansätze auszeichnet, wie sie auf dieser Konferenz vorzufinden waren.

Dr. Lydia Repke

Organisatorin der Akademiekonferenz

Entscheidung zur Heiligkeit?

Autonomie und Providenz im legendarischen Erzählen vom Mittelalter bis zur Gegenwart Rückblick auf Konferenz des WIN-Kollegs

Dank eines strengen Hygienekonzeptes war es möglich, dass die Tagung des WIN-Projekts „Heiligenleben. Erzählte Heiligkeit zwischen Individualentscheidung und kollektiver Anerkennung“ vom 23. bis zum 25. September 2020 stattfinden konnte und 15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Präsenz miteinander diskutierten. Ausgangspunkt der Diskussionen war die Frage, wer darüber entscheidet, was als ‚heilig‘ gilt, und wie sich dieser Entscheidungsprozess in literarischen Zeugnissen abbildet. Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Philologien kamen miteinander über einen breiten zeitlichen Zuschnitt ins Gespräch, in dem mittelalterliche Zeugnisse ebenso berücksichtigt wurden wie neuzeitliche, nämlich moderne und postmoderne, jüdische und christliche Hagiographien.

Innerhalb dieses Spektrums ließen sich über Sprach- und Epochengrenzen hinweg drei Schwerpunkte ausmachen: In der ersten Sektion ‚Figur und Handlungsmacht‘ standen konkrete heilige Figuren im Zentrum

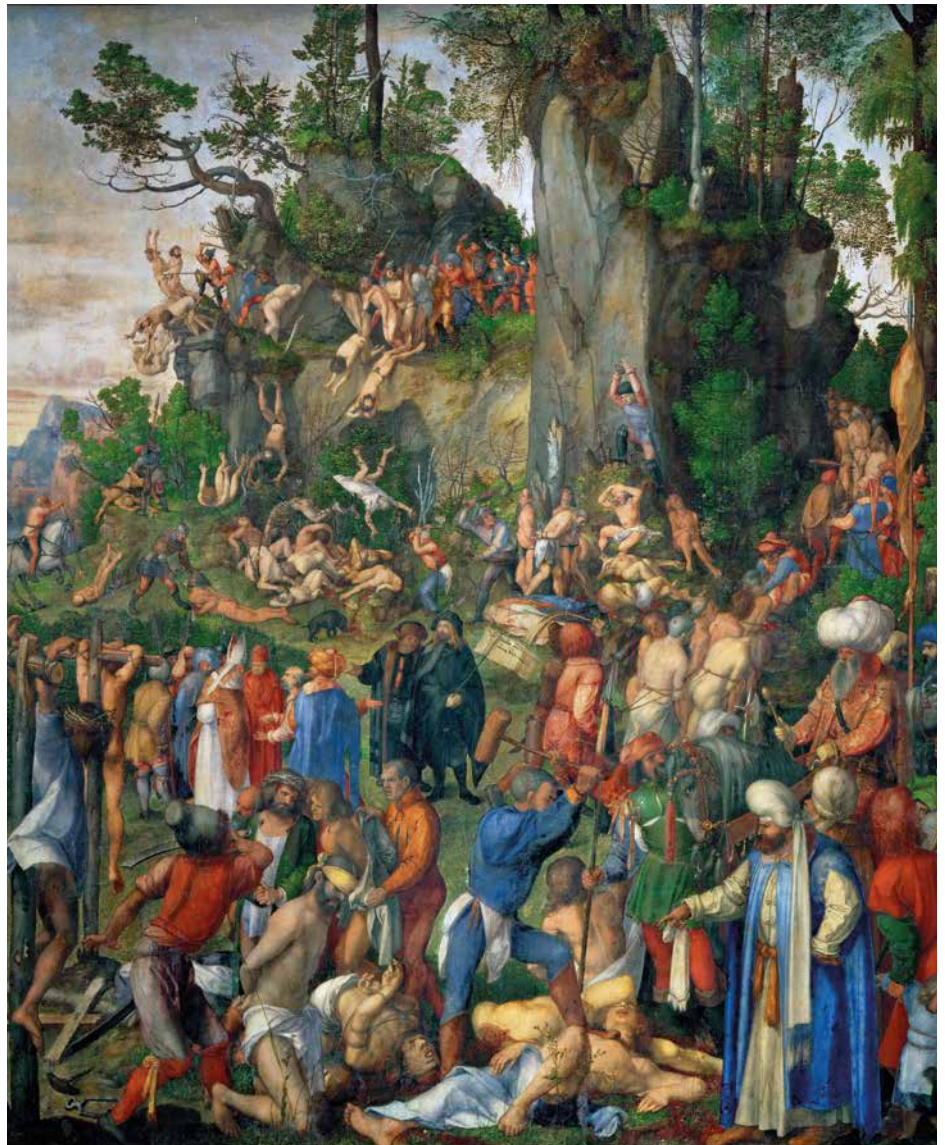
der Überlegungen. Das Erzählen ihrer Lebenswegentscheidungen unterliegt einerseits dem Anspruch, ihre Heiligkeit narrativ zu plausibilisieren und die Autonomie dieser Entscheidungen herauszustellen. Andererseits steht das Leben der Hauptfiguren unter dem Aspekt der göttlichen Wahl. Den Auftakt bildete der Vortrag von Andreas Hammer „Heiligkeit ohne Vorbild? Zu einigen ‚Grenzfällen‘ unter den Heiligen“, der mit den Legenden von den Siebenschläfern und Johannes dem Täufer Texte heranzog, die gängige Vorstellungen mittelalterlicher Hagiographie herausfordern. So fliehen die Siebenschläfer vor dem Martyrium und werden trotzdem durch ein Wunder göttlich ausgezeichnet. Der Tod des Täufers kann ebenfalls nicht als bloße *imitatio Christi* gelesen werden, ereignet er sich doch vor der Passion. Susanne Spreckelmeier spannte in ihrem Vortrag „Zweifellos heilig? Zu Entscheidungen und Eingebungen in Bearbeitungen der Gregorius-Legende“ den Bogen vom Hochmittelalter in die Moderne, indem sie die erzählten Entscheidungen

im *Gregorius* Hartmanns von Aue und im Roman *Der Erwählte* von Thomas Mann einem entscheidungstheoretisch fundierten close reading unterzog. Auf die Bedeutung der Überlieferungsgeschichte verwies der Vortrag „Gesammelte Heiligkeiten. Religiöse Leitbilder und Sammlungsprinzipien in zisterziensischen Legendaren des Hoch- und Spätmittelalters“ von Julia Weitbrecht und – in Abwesenheit – Andreas Bihrer, die in einer Projektvorstellung auch mögliche Rezeptionshaltungen beleuchteten. Jörg Dünne widmete seinen Vortrag „Antonius von Padua in Trás-os-Montes. Zur Geburt eines Heiligen in *O Ornólogo* von João Pedro Rodrigues“ dem Medium Film und dem Spiel mit Anspielungen auf hagiographische Bild- und Texttraditionen. Paulus galt das Interesse von Beatrice von Lüpke, die unter der Überschrift „Paradoxien der Sündererzählung: Zu den Entscheidungen eines biblischen Sünders in deutschen Legendaren des Mittelalters“ ausführte, wie unterschiedlich von den Entscheidungen erzählt wird, die zur Konversion dieses Sün-

ders führen. Von Sündhaftigkeit freigesprochen wird auch Karl der Große nicht, wie Johannes Traulsen in „Der Kaiser wird zum Heiligen. Karl der Große als legendarische Figur zwischen Autonomie und Providenz“ aufzeigte. Tim Lörke analysierte in seinem Vortrag „Der Fels, die Kirche und die Maus. Die affektive und pädagogische Vereinnahmung des Heiligen im modernen Erzähltext“ Petrus-Figuren in Texten von Henryk Sienkiewicz, Else Lasker-Schüler und C.S. Lewis und verdeutlichte, wie das Heilige im Sinne ästhetizistischer und kulturkritischer Intentionen instrumentalisiert wird.

Die konfessionelle und kulturpolitische Dimension hagiographischen Erzählens war den Vorträgen der zweiten Sektion ‚Konfession und Politik‘ gemein, die Legitimations- und Plausibilisierungsstrategien der Hagiographie gerade in Krisen- oder Umbruchszeiten zum Gegenstand hatte. Wie autobiographische Dokumente, die den ‚inneren‘ Weg zur Heiligkeit dokumentieren, derartige Funktionen erfüllen, zeigte Marie Guthmüller in ihrem Vortrag „Zwischen *humilitas* und *superbia*. Überlegungen zur Autohagiographie im französischen 17. Jahrhundert“. Silke Horstkotte analysierte unter der Überschrift „Legendenbildung. Martin Mosebachs *Die 21* im Spannungsfeld religiöser und politischer Vereinnahmungen“, welche politischen und religiösen Intentionen Mosebach in seiner Darstellung der koptischen ‚Märtyrer‘ verfolgt und wie sein Text wiederum von der Neuen Rechten vereinnahmt wurde. Unter dem Titel „Heilige Einzelne, heiliges Kollektiv? Louis Ginzbergs *Legenden der Juden (1909–1938)*“ ging Joanna Nowotny schließlich der Frage nach, welche Bedeutung Figuren und Narrativen des Heiligen in dieser für die westliche Welt bedeutendsten Sammlung jüdischen Erzählgutes zukommt.

Die Vorträge der dritten Sektion ‚Poetologien des Heiligen in der Moderne‘ diskutierten anhand von Adaptionen legendarischer Erzählungen des 19. Jahrhunderts, welche poetologischen, ästhetischen und politischen Funktionen Figuren des Heiligen in (vermeintlich) säkularen Kontexten erfüllen können. Ulrich Port zeigte in seinem Vortrag „Entscheidung zur Heiligkeit? Friedrich Schillers *Die Jungfrau von Orleans*, die Ent- und die Repragmatisierung der Legende um



Albrecht Dürer, Marter der zehntausend Christen (1508), Kunsthistorisches Museum Wien

1800“, auf welche Weise Schiller Heiligkeit als charismatisches Konzept interpretiert und Johanna von Orléans als national-politische Identifikationsfigur umfunktionalisiert. Unter der Überschrift „„Elle voulut devenir une sainte.“ Legendarisches Erzählen bei Flaubert und Zola“ befasste sich Sabine Narr-Leute ebenfalls mit der Renaissance der Legende im 19. Jahrhundert. Gustave Flaubert in *Madame Bovary* und Emile Zola in *Le Rêve* inszenierten die Protagonistinnen als Heilige und schrieben so die der Legendarik immanenten Spannungen zwischen individueller Handlungsmacht und Fatalität fort. Roland Spalingers Vortrag „Die Legende im Zeichen des Realismus. Gattungsreflexionen in Conrad Ferdinand Meyers *Der Heilige* und *Die Versuchung des Pescara*“ widmete sich poetologischen und erkenntnistheoretischen Aspekten. An die Stelle der legendarischen ‚Produktion‘

von Heiligkeit tritt die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit des Erzählens von Heiligkeit – Heiligkeit fungiert nun als „ästhetisches Reflexionsprogramm“.

Über Epochen- und Fächergrenzen hinweg ergaben sich Berührungspunkte in der Diskussion um die Frage, was warum für eine Gruppe oder einen Autor bzw. eine Autorin als heilig gilt und wie diese Entscheidung narrativ begründet, gar legitimiert wird. Daher haben sich die Organisatorinnen und Organisatoren für die Publikation der Tagung entschieden. Der Band ist für 2021 geplant.

Dr. Daniela Blum, Prof. Dr. Nicolas Detering,
Dr. Marie Gunreben, Dr. Beatrice von Lüpke
Die Leiterinnen und Leiter des WIN-Projekts:

Back to normal? Wie wird Corona unseren Alltag verändern?

Öffentlicher Diskussionsabend im Karlsruher Südwerk



Zum zweiten Mal in Folge veranstaltete die Heidelberger Akademie der Wissenschaften einen an einem aktuellen Thema ausgerichteten öffentlichen Diskussionsabend in Karlsruhe. Am 28. September 2020 diskutierten und debattierten Mitglieder der Akademie aus den Bereichen Medizin, Wirtschaftswissenschaften, Psychologie und Geschichte und der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe mit dem Publikum zum Thema „Back to normal? Wie wird Corona unseren Alltag verändern?“. Dabei drehte es sich darum, welche Konsequenzen die Corona-Krise haben würde, was wir aus früheren Pandemien lernen sollten und wie es weitergehen könnte. Die letztjährige Veranstaltung in dieser an die Öffentlichkeit gewandten Reihe folgte mit dem Thema „Back to the future – Wie wird autonomes Fahren unseren Alltag verändern?“ dem Motto des Wissenschaftsjahres 2019 „Künstliche Intelligenz“.

Professor Matthias Kind begrüßte die ca. 60 Anwesenden im Namen der Akademie und der beiden Kooperationspartner, dem Karlsruher Institut für Technologie (KIT) und der Stadt Karlsruhe. Die Veranstaltung fand in dem großen Saal des Bürgerzentrums „Südwerk“ statt, das mit einem durchdachten Hygienekonzept und ausreichend Platz corona-konforme Bedingungen bot. Dass trotz dieser sehr guten Voraussetzungen nicht alle Plätze besetzt waren, kann auch als ein Indikator dafür gesehen werden, wie groß die Verunsicherung der Menschen derzeit ist.

Professor Hans-Georg Kräusslich, der als Leiter der Virologie des Heidelberger Uniklinikums und wissenschaftlicher Berater der baden-württembergischen Landesregierung den medizinischen Part vertrat, fasste den aktuellen Sachstand hinsichtlich des Covid-19-Erregers zusammen. Auch wenn wir vergleichsweise gut durch die erste Phase gekommen seien und die Behandlungsmöglichkeiten von Erkrankten inzwischen verbessert werden konnten, so bliebe doch die Angst vor der zweiten Welle. Kräusslich plädierte für das Tragen von Masken und fürchtet, dass angesichts der fortwährenden Warnungen die Gegenbewegung stärker werde, d.h. mehr Menschen die Abstandsregeln ignorieren und die Gefahr des Virus kleinreden. Das Vorliegen eines Impfstoffes hält er erst ab Mitte des kommenden Jahres für wahrscheinlich.

Von einer ganz anderen Perspektive betrachtete Professor Bernd Schneidmüller als Historiker die Corona-Pandemie. Er ordnete die aktuelle Krise in den geschichtlichen Kontext ein. Parallelen zu der Pest oder der „Spanischen Grippe“ seien nicht so einfach zu ziehen, denn niemals habe es in der Geschichte einen derartigen Lockdown gegeben und unsere global vernetzte Welt sei nicht mit der des 14. Jahrhunderts zu vergleichen. Wir erlebten heute eine Erschütterung der Wissenschaft und stünden vor der größten Herausforderung der Nachkriegsgenerationen. Die Beschäftigung mit der Geschichte zeige aber auch, dass nach

der Überwindung von Seuchen stets eine überschwängliche Lebensfreude den Alltag beherrsche, und letztendlich sei jede Krise auch ein Motor für die Menschheitsgeschichte.

Die kommunalpolitische Sichtweise vertrat Oberbürgermeister Dr. Frank Mentrup. Er widmete sich den konkreten Problemen, die durch die Pandemie für eine Großstadt entstehen. Für Städte wie Karlsruhe bestehe eine große Unsicherheit: Wohin entwickelten sich das Kulturleben, der öffentliche Personennahverkehr, das Bäderwesen? Die Krise habe massive Auswirkungen auf die städtischen Finanzen, und gerade in den Bereichen, wo es ohnehin schon finanzielle Defizite gebe, würden diese Probleme durch Corona noch beschleunigt. Was den Alltag angeht, äußerte Mentrup die Sorge, dass bei Vielen nach der „Angst um das Leben“ die „Angst vor dem Leben“ folge: „Wann kommt das unbeschwertere Lebensgefühl zurück? Wann können wir mal wieder tanzen gehen?“

Den ökonomischen Folgen der Krise widmete sich der Wirtschaftswissenschaftler Professor Ernst-Ludwig von Thadden. Er sieht in der aktuellen Situation die wirtschaftlich und gesellschaftlich größte Krise seit dem Zweiten Weltkrieg. Bis zu 250 Milliarden Euro weniger Wertschöpfung zieht er als Bilanz dieses Katastrophenjahres in wirtschaftlicher Hinsicht. Bislang hätten wir das ganz gut mit Geld überbrückt, das wir

allerdings nicht hätten. Deshalb lägen die Folgen der Pandemie noch vor uns.

Die Psychologin Frau Professorin Sabina Pauen hatte vor allem die nächste Generation im Blick: Sie fragte, wie wir Kindern und Familien durch die Krise helfen und neue Konzepte entwickeln könnten. Sie sieht aber in der Krise auch eine Herausforderung, die neue Blickwinkel öffnen könne. Beispielsweise könne sie sich vorstellen, dass Lehramtsstudenten Patenschaften für Schüler übernehmen, die zuhause während des Homeschoolings nicht die ausreichende Unterstützung bekämen. Als positive Entwicklung begrüßte sie die Beobachtung, dass das bürgerschaftliche Engagement wachse.

Moderiert wurde der Abend von Markus Brock, der auch immer wieder das Publikum aktiv in die Diskussion miteinbezog. Eine Debatte wie im britischen Unterhaus, frei nach dem Motto „The eyes to the right, the noes to the left“, konnte es unter den aktuellen Bedingungen zwar nicht geben, aber das Publikum konnte mit roten und grünen Karten über die Fragen abstimmen und sich in die Diskussion einmischen. So wurden zahlreiche interessante Impulse eingebracht, wie z. B. der Vorschlag, die Unterrichtszeiten der Schulen flexibler zu gestalten oder die Anregung, eigene Aktivitäten wie Restaurantbesuche vorausschauender zu planen und so zu entzerren.

Im Anschluss an die Podiumsdiskussion gab es die Gelegenheit, an Stehtischen mit maximal vier Personen im kleinen Kreise weiter zu diskutieren. Dieses Angebot wurde von zahlreichen Besuchern der Veranstaltung genutzt und so kam es zu einem regen Gedankenaustausch, bei dem Einzelpersonen auch noch einmal das Gespräch mit den Podiumsteilnehmern suchten.

Mit diesem innovativen Veranstaltungsformat konnte die Heidelberger Akademie der Wissenschaften erneut ein brennendes und relevantes Thema aufgreifen und es öffentlichkeitswirksam auf hohem Niveau sowie in angemessener Breite im Diskurs behandeln.

Mit Bibel und Spaten

Wissenschaftliche Tagung zur Vorbereitung der Ausstellung „900 Jahre Prämonstratenser-Orden“ im Kulturhistorischen Museum Magdeburg

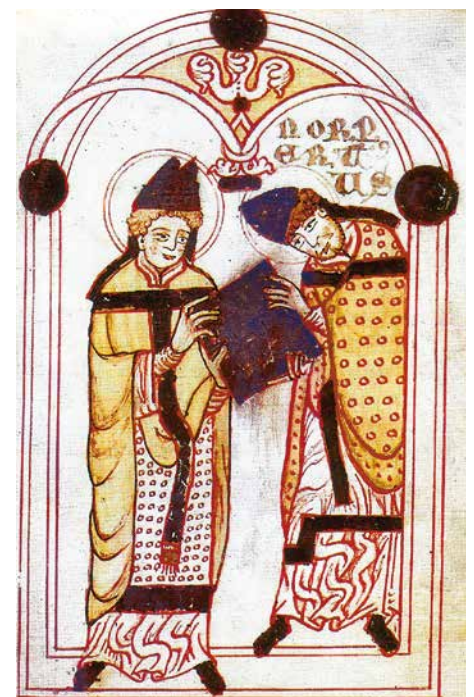
Das Kulturhistorische Museum Magdeburg veranstaltete vom 30. September bis 2. Oktober 2020 gemeinsam mit dem Zentrum für Mittelalterausstellungen (Magdeburg) und der Forschungsstelle „Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle“ der Heidelberger Akademie der Wissenschaften eine Tagung zur wissenschaftlichen Vorbereitung der Sonderausstellung „Mit Bibel und Spaten. 900 Jahre Prämonstratenser-Orden“. Diese soll anlässlich des Jubiläums am 10. September 2021 in Magdeburg eröffnet werden und bis zum 9. Januar 2022 zu sehen sein. Neben Magdeburg als wichtiger Wirkstätte der Prämonstratenser werden die Exponate auch in den Korrespondenzorten Park-Abtei Löwen in Belgien (Mai bis Juli 2021) sowie Kloster Strahov in Prag (März bis Mai 2022) gezeigt. Eingeteilt in drei Schwerpunktbereiche („Der Orden“, „Saxonia“, „Repräsentation“) bettet 15 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland und Frankreich ihre neuesten Forschungsergebnisse zu verschiedenen Aspekten der Ordensgeschichte in bestehende Thesen ein. Somit setzten sie neue Impulse für die Gestaltung und wissenschaftliche Ausrichtung der zu-

künftigen Sonderausstellung. Sowohl Ulrich Leinsle O.Praem. (Regensburg) als auch Bernd Schneidmüller (Heidelberg) betonten in einführenden Worten das Spannungsfeld, dem die Prämonstratenser in der Zeit nach der ersten Gründung in Prémontré durch Norbert von Xanten 1120/21 ausgesetzt waren. Als er 1126 das Amt des Erzbischofs von Magdeburg übernahm, etablierten sich seine Gefolgsleute als Förderer eines neuen Ordens am Standort Prémontré, so etwa der erste Abt Hugo von Fosses. Norbert selbst hingegen wirkte in und ausgehend von Magdeburg als Prämonstratenser weiter.

In der ersten Sektion standen die Spannungen zwischen Ordensangehörigen aus Prémontré und Magdeburg im Mittelpunkt der Diskussion. Das übergeordnete Ziel waren Strukturierungsmaßnahmen, die eine Einheit schaffen sollten, die aber auch gegen auseinanderstrebende Klosterverbände um Prémontré und Magdeburg konkurrieren mussten.

Die zweite Sektion „Saxonia“ stellte die sächsischen Besonderheiten in den Mittelpunkt. Anstoß der Etablierung in Sachsen war die Übernahme des Erzbischofsamts

durch den Gründer Norbert von Xanten. Die Ausbreitung der Prämonstratenser in Sachsen war eng mit der kirchenorganisatorischen Erschließung des Raums verbunden,



Der hl. Augustinus überreicht Norbert von Xanten seine Ordensregel, aus einer Abschrift der *Novbertsvita* (um 1140), Bayerische Staatsbibliothek, Clm 17144

wie etwa das Beispiel von Stift Gottes Gnaden am Saaleufer (nahe Nienburg) deutlich zeigt. Das Stift sicherte sich das Floß- und Stapelrecht an der gesamten Schwarzen Elster (Nebenfluss der Elbe), wodurch sie die wasserbauliche Infrastruktur der Region ausbauten.

Der letzte Tagungsabschnitt widmete sich der ikonographischen und architektonischen Repräsentation des Prämonstratenserordens. Norbert von Xanten wurde bis in das Spätmittelalter typischerweise mit den Attributen seines Bischofsamtes abgebildet. In den Stiftskirchen waren je-

doch Zyklen regional verehrter Heiliger sowie Selbstdarstellungen von Ordensangehörigen oder Stiftern die häufigsten Motive.

Eine Besonderheit der Tagung war die Anwesenheit von Vertretern des Prämonstratenserordens. Neben Clemens Dölken und Ulrich Leinsle reisten Generalabt Jos Wouters aus Rom sowie Generalabt emeritus Thomas Handgrätinger nach Magdeburg und brachten eine bereichernde Innensicht in die Diskussionen ein. Die Vorträge zeigten anschaulich die geogra-

phische wie kulturhistorische Spannweite des Ordens. In besonderem Maße brach die Tagung alte Denkmuster und veraltete Thesen der Prämonstratenser-Forschung auf und konnte somit den Weg für neue Deutungsansätze in der Magdeburger Sonderausstellung bahnen.

Isabel Kimpel

Forschungsstelle „Klöster im Hochmittelalter“

Kommende Veranstaltung

Karl Jaspers: Vom unabhängigen Denken. Hannah Arendt und ihre Kritiker (KJG II/6)

Online-Workshop der Forschungsstelle „Karl-Jaspers-Gesamtausgabe“ am 7. Dezember

Unter letzten Aufzeichnungen eines alten Philosophen stellt man sich selten etwas Spannendes vor, jedenfalls nichts, das von allgemeinem Interesse ist. Wenn es sich noch dazu um einen deutschen Denker des 20. Jahrhunderts handelt, rechnet man außerdem immer auch mit peinlich schwarzen Gedanken. Nichts davon trifft auf die vier Archivkartons aus dem Nachlass von Karl Jaspers zu, in denen Hunderte von Manuskriptseiten unter dem Titel «Vom unabhängigen Denken. Hannah Arendt und ihre Kritiker» gesammelt sind. Karl Jaspers versucht noch mit achtzig Jahren, was sogar deutlich jüngere Philosophen nur selten wagen: Er fragt nach seinen eigenen Irrtümern. Der große Denker der Kommunikation mag dem zunehmenden Selbstzweifel nicht ausweichen. Der Skandal um das Eichmann-Buch seiner Freundin Hannah Arendt stößt Jaspers auf ein grundlegendes Problem. Was ihn zum Schreiben drängt, ist das Erlebnis, wie schmerzlich gemeinsames Denken scheitern kann. So wird aus der Idee eines kleinen «Hannah-Buchs» die schonungslose Revision des eigenen Denkwegs. Wie unabhängig ist das Denken wirklich, wenn man das Wagnis der existentiellen Kommunikation eingeht? Was heißt es, sich in



Graffito von BeneR1 und KOarts an Hannah Arendts Geburtshaus (2014), Foto: Bernd Schwabe

Denkgefährten zu irren, mit denen man Wesentliches bedenkt?

Bettina Stangneth lebt als unabhängige Philosophin in Hamburg. Ihre imposante Studie „Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders“ (2011) wurde in mehrere Sprachen übersetzt und erhielt zahlreiche Auszeichnungen. Zuletzt erschien bei Rowohlt die Essay-Trilogie „Böses

Denken“ (2015), „Lügen lesen“ (2017) und „Hässliches Sehen“ (2019).

7. Dezember 2020, 11:30 Uhr

Die Veranstaltung ist öffentlich.

Anmeldung:

kaegi@web.de



(v.l.n.r.) H. v. Bose, M. Haidle, G. Dörner, E. Schneider, C. Wenzel, B. Eickhoff

Neuer Personalrat

Seit diesem Jahr hat die Akademie einen neugewählten Personalrat, der sich aus sechs Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zusammensetzt: Dr. Claudia Wenzel (Vorsitzende), Forschungsstelle „Buddhistische Steininschriften in China“, Dr. Gerald Dörner (stellv. Vorsitzender), Forschungsstelle „Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550-1620)“, PD Dr. Miriam Haidle, Forschungsstelle „The Role Of Culture in Early Expansions of Humans“ (ROCEEH), Birgit Eickhoff M.A., Forschungsstelle „Deutsches Rechtswörterbuch“ (DRW), Elke

Schneider, Forschungsstelle „Deutsche Inschriften“ sowie Dr. Herbert v. Bose, Geschäftsstelle/Pressestelle der Akademie. Der Personalrat dankt allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für das durch die Wahl entgegengebrachte Vertrauen. Der Personalrat ermuntert Sie ausdrücklich, bei Fragen, Problemen oder sonstigen Anliegen nicht zu zögern und das Gespräch zu suchen. Hierzu wenden Sie sich bitte an die folgende Adresse: Personalrat@hadw-bw.de. Die Seite des Personalrats im Internet mit allen Kontakten finden Sie unter: www.hadw-bw.de/personen/personalrat.

Dem vorherigen Personalrat sei abschließend an dieser Stelle nochmals besonders für seinen Einsatz gedankt. Neben den ohnehin nicht immer leichten Aufgaben des Personalrats wurden zusätzlich mit gehörigem Aufwand Sommerfeste, Weihnachtsfeiern sowie Betriebsausflüge organisiert. Gern denken wir daran zurück, denn diese Veranstaltungen boten stets ein besonderes Programm und dienten in bester Weise dazu, dass sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie untereinander besser kennenlernen und „vernetzen“ konnten.

Neuer Mitarbeiter im Referat für Wissenschaft und Digitale Infrastruktur

Jonas Leipziger wird ab dem 1. Dezember 2020 das Referat für Wissenschaft und Digitale Infrastruktur an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Rahmen einer Elternzeitvertretung von Frau Dr. Svoboda-Baas übernehmen. Nach dem Studium der Jüdischen Studien und der Evangelischen Theologie war er in den letzten Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg sowie im SFB 933 „Materiale Textkulturen“ der Universität Heidelberg tätig. Promoviert wurde er 2019 mit einer Arbeit zu Lesepraktiken im antiken Judentum (derzeit in Druck).

An der Akademie wird er die bestehenden Forschungsstellen organisatorisch und administrativ in ihrer Arbeit unterstützen, die verschiedenen Aktivitäten der Akademie im Nachwuchsbereich koordinieren und neue Antragstellende im Akademien- und im WIN-Programm beraten. In allen Bereichen wird zudem ein Fokus auf den „Digital Humanities“ liegen.



Neue Mitarbeiter in der Verwaltung



Die Verwaltung der Geschäftsstelle wird von zwei neuen Mitarbeitern unterstützt.

Tobias Klein (Foto links) ist für Kasse und Buchhaltung zuständig.

Marc Nestor (Foto rechts) verwaltet die Drittmittel und Werkverträge.

Langjähriger Geschäftsführer der Akademie verstorben

Am 24. September 2020 verstarb Herr Gunther Jost

Herr Jost war von 1990 bis 2013 als Geschäftsführer der Akademie tätig. Er vertrat in dieser Zeit engagiert die Interessen der Akademie. Wir haben ihn als eine faire Persönlichkeit geschätzt, die sich durch Kompetenz und Verantwortungsbewusstsein auszeichnete.



Freunde und Mäzene – Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V.



VEREIN ZUR FÖRDERUNG
DER HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

Aufgabe des Fördervereins ist es, diese im deutschen Südwesten einzigartige Forschungseinrichtung ideell wie materiell zu unterstützen.

Den Mitgliedern des Fördervereins ist es wichtig, dass sich die Wissenschaft uneingeschränkt in der Akademie entfalten und erneuern kann, dass gezielt auch junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihrer Karriere unterstützt werden und dass der Dialog zwischen Wissenschaft und der Öffentlichkeit verstärkt wird. So wurde 2009 die jährlich stattfindende Heidelberger Akademievorlesung ins Leben gerufen, bei der Gelehrte von Weltrang zu Vorträgen nach Heidelberg eingeladen werden.

Wir freuen uns, wenn Sie Mitglied im Förderverein werden. Tragen Sie aktiv dazu bei, dass das kulturelle Gedächtnis erhalten bleibt. Fördern Sie Spitzenforschung und unterstützen Sie junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Gestalten Sie die Zukunft der HAdW mit!

MITGLIEDSBEITRÄGE

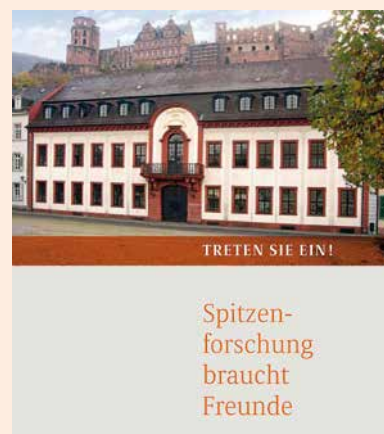
- » Einzelperson 60 Euro (Mindestbetrag)
- » Unternehmen/Institutionen 600 Euro (Mindestbetrag)

KONTAKT

Karlstraße 4 | 69117 Heidelberg
Telefon: 0 62 21/54 32 66
Telefax: 0 62 21/54 33 55
Internet: www.foerderverein.hadw-bw.de
E-Mail: foerderverein@hadw-bw.de

SPENDENKONTO

Deutsche Bank AG Heidelberg
IBAN DE49 6727 0003 0043 5255 00
BIC DEUT DE SM 67



Impressum

Athene – Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 2/2020

Herausgeber: Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Karlstraße 4, 69117 Heidelberg
E-Mail: hadw@hadw-bw.de · www.hadw-bw.de

Vorstand:

Prof. Dr. Bernd Schneidmüller (Präsident)
Prof. Dr. Barbara Beßlich (Sekretarin der Philosophisch-historischen Klasse)
Prof. Dr. Matthias Kind (Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse)

Redaktion: Dr. Herbert von Bose, Uta Hüttig, Lea Spitz und Tim Emmel, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der HAdW
HAdW, Karlstraße 4, 69117 Heidelberg, E-Mail: presse@hadw-bw.de, Telefon: 06221-543400

Foto- und Abbildungsnachweis: 1 Titelbild: Adam und Eva (Vatikanische Pinakothek, gemeinfrei), 2 Matthias Kind (HAdW/Konrad Gös), 3 Bernd Schneidmüller (HAdW/Konrad Gös), 5 Landschaft (hilly/StockSnap/Pixabay), 7 Foto (StockSnap/Pixabay), 8 Foto (The All-Nite Images from NY, NY, USA/Pixabay), 9 Foto (Regina Zulauf/Pixabay), 11 Abb. 1 (Standfoto aus dem Film "Pleasantville", USA 1998), 12 Abb. 2 (Fresko in Santa Maria del Carmine, Cappella Brancacci, Florenz, gemeinfrei), 13 Abb. 3 (Musée du Louvre, gemeinfrei), 14 Abb. 4 (Edinburgh, Scottish National Gallery, gemeinfrei), Abb. 5 (Florenz, Uffizien, gemeinfrei), 15 Portrait (Tiroler Landesmuseum Innsbruck, Österreich, Wikimedia Commons, gemeinfrei), 16 Primavera, Ausschnitt (Uffizien, Florenz, Wikimedia Commons, gemeinfrei), 17 Titelblatt und Noten (IMSLP/ Petrucci Music Library, CC BY 4.0), 18 Fotos (Bruce Owens, 2008; Christiane Brosius, Februar 2019), 19 Roboterhand (Gerd Altmann/Pixabay), 20 Reichstag (Norbert Aeppli, Wikimedia Commons, gemeinfrei), 21 Grafik (Florian Dinger, Ulrich Platt), 23 Menschenfischer (Le Pèlerinage de Vie Humaine, Toulouse, um 1375, Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. lat. 1969, Menschenfischer, fo71; <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpl1969/0147>, Ausschnitt), 25 Portrait (Stieler 1828/ Wikimedia Commons, gemeinfrei), 26 Titelblatt (Wikimedia Commons, CC-by-NC 3.0), 29 Nikolas Jaspert (privat), Christian Waldschmidt (privat), 30 Ludwig Finscher (privat), Rolf Huisgen (privat), Richard Reinhold Kannicht (privat), Reimar Lust (privat), Jochen Schmidt (privat), Eberhard Schockenhoff (Universität Freiburg), 31 Heinz Georg Wagner (privat/HAdW), Anna Wienhard (privat), Volker Wulfmeyer (privat), Bernd Schneidmüller (privat), Jörn Leonhard (Universität Freiburg), Axel Michaels (Universität Heidelberg/Benjamin), 32 Ehepaar Assmann (Universität Heidelberg/Rothe), Henry Keazor (Universität Heidelberg), Preisverleihung (Konrad Gös/HAdW), 33 Abbildung (WIN/HAdW), 34 La Légende dorée (Paris, Bibliothèque Nationale), 35 Gruppenbild (Lydia Repke), 37 Gemälde (Kunsthistorisches Museum Wien), 38 Veranstaltungsfotos (HAdW/Elias Siebert), 39 Handschrift (Abschrift der Noberts vita, Bayerische Staatsbibliothek, gemeinfrei), 40 Graffito (BeneR1, KOarts, Wikimedia Commons, gemeinfrei), 41 Personalrat (HAdW/Uta Hüttig), Jonas Leipziger (privat), Tobias Klein (HAdW/Herbert v. Bose), Marc Nestor (HAdW/Herbert v. Bose), Gunther Jost (HAdW/Jessen Oestergaard)

Gestaltung und Druck: Zentralbereich Neuenheimer Feld (ZNF), Abt. Print + Medien

Das Magazin "Athene" erscheint zweimal im Jahr in gedruckter Auflage und als Online-Version auf www.hadw-bw.de.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Juni 2021.

An- und Abmeldung: Sie können das Magazin "Athene" abonnieren und jederzeit wieder abbestellen unter: www.hadw-bw.de/abo



**HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg